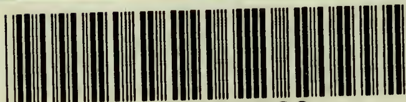
PHILOSOPHISCHE REDEN UND VORTRÄGE

VON

CARL STUMPF


22500573028

Philosophische Reden und Vorträge

Von

Carl Stumpf



Leipzig
Verlag von Johann Ambrosius Barth
1910

A7

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Meiner lieben Frau

Hermine

geb. Biedermann

Vorwort.

Die hier vereinigten Reden und Vorträge sind mit einer Ausnahme bereits in gesonderten Ausgaben oder in Zeitschriften erschienen. Die gemeinschaftliche Neuausgabe erfolgt in der Hoffnung, daß infolge der sie verknüpfenden Grundanschauungen eine der anderen zur Erläuterung und Ergänzung dienen werde.

Ungedruckt war nur der Vortrag über die Lust am Trauerspiel. Er ist auch wohl nicht mehr ganz modern. Denn seit er gehalten wurde, hat die Dichtkunst neue Wege beschritten, denen der Ästhetiker, ob billigend oder mißbilligend, jedenfalls verstehend zu folgen suchen muß. Dennoch dauert daneben die Wirkung der großen alten Dramendichtungen fort, dauert auch das alte große Problem des „Vergnügens an tragischen Gegenständen“. Darum wage ich's den Vortrag unverändert beizufügen, und wünsche, daß Freunde psychologischer Zergliederung auch nach den vorzüglichen Untersuchungen neuerer Ästhetiker daraus noch einige Anregung schöpfen möchten.

Berlin, Dezember 1909.

C. Stumpf.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Die Lust am Trauerspiel 1
Leib und Seele 65
Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie 94
Zur Methodik der Kinderpsychologie 125
Die Wiedergeburt der Philosophie 161
Vom ethischen Skeptizismus 197
Die Anfänge der Musik 225

Die Lust am Trauerspiel.

(Vortrag, Halle a. S., 24. Februar 1887.)

Verehrte Damen und Herren!

Zum bösen Spiel gute Miene machen, ist eine weise Vorschrift für den Fall, daß wir den bösen Ausgang nicht voraussehen und nicht verhindern konnten. Aber unsere Dichter schaffen ihre Welten selbst und schaffen dennoch traurige Welten, und wir leben uns in diese Welten mit Wissen und Willen hinein. Wir weiden uns an schmerzlichen Kämpfen, an Kämpfen, die nicht zum Siege sondern zum Untergang des Helden führen, zum Untergang gerade der Person, die vielleicht unsere stärksten Sympathien gewann. Fast gewinnt es den Anschein, als sei unsere Befriedigung um so größer, je trauriger die Vorgänge auf der Bühne. Wie seltsam auch, daß gerade die fröhliche Jugend mit Vorliebe Tragödien liest, hört und — schreibt, und daß auch im Leben der Nationen das Trauerspiel in Zeiten eines jugendlichen Aufschwunges, glänzender politischer und materieller Erfolge, hochgesteigerten Lebensmutes besonders gediehen ist, im Zeitalter des Perikles, Ludwig XIV., der Elisabeth von England, Friedrichs des Großen.

So ist die Lust am Trauerspiel unter den Rätseln unserer eigenen Seele — ich will nicht sagen das schwierigste, aber eins der auffallendsten, paradoxesten, daher denn auch seit alter Zeit, namentlich aber seit den Untersuchungen Lessings und Schillers ein Lieblingsgegenstand des Nachdenkens für Dichter und Philosophen. Die schmucklose Skizze, die ich nach so glänzenden Vorbildern in engem Rahmen darzubieten wage, will nur als ein Versuch gelten, Haupt- und Nebensächliches zu scheiden und die Hauptpunkte durch Verbindungslinien zu einem in sich selbst verständlichen, keiner philosophischen Voraussetzungen bedürftigen Ganzen abzurunden. Es kann sich in dieser wie in so vielen ähnlichen Fragen nicht mehr darum handeln, um jeden Preis originell, sondern um jeden Preis wahr und genau zu sein. Das menschliche Gemüt mit seinem unerschöpflichen Reichtum hat scharfblickenden Beobachtern immer offen gestanden, und es müßte wunderlich zugehen, wenn nur ein einziger Erklärungsgrund für die Lust am Trauerspiel existierte und wenn gerade dieser allen verborgen geblieben wäre. Dagegen darf es uns nicht verwundern, wenn sich ergeben sollte, daß mehrfach Nebendinge für die Hauptsache oder Mitwirkendes für die alleinige Ursache gehalten wurde. Die genaue Abwägung und Verhältnisbestimmung des in seiner Isolierung Falschen macht es zum Wahren. Die Ästhetik sieht

sich immer mehr zu einem Verfahren hingedrängt, das dem früher befolgten schnurstracks entgegengesetzt ist: sie muß alle Kunstwirkungen aus einer großen Zahl von Ursachen, aus einer Durchdringung mannigfaltigster Gefühlselemente, von den rein sinnlichen bis zu den idealsten ethisch-religiösen, abzuleiten versuchen. Nur die Ursprungsstelle und die bestimmtere Färbung aller dieser Gefühlsquellen sowie ihr Mischungsverhältnis sind in den einzelnen Kunstgattungen verschieden und oft schwierig zu bestimmen.

Drei Unterscheidungen gilt es in unserem Falle vorzüglich im Auge zu behalten.

Erstens müssen wir die Wirkungen, die nur auf dem Grunde irgend einer besonderen Weltanschauung erwachsen, in der Betrachtung trennen von den allgemeineren Wirkungen, auf die es uns zunächst allein ankommt, wie sehr auch beide in Wirklichkeit miteinander verflochten sein mögen. Als Philosoph werde ich am wenigsten bestreiten, daß es eine wichtige Sache bleibt um den Besitz einer festen Weltansicht, auch für den Künstler und das Publikum. Ist es ja auch über die Maßen deutlich, daß schon Euripides Gott und Welt mit anderen Augen sieht als Aeschylus, gar nicht zu reden von Calderon, Shakespeare, und von den modernen Pessimismus- und Darwinismus-Dichtern. Aber eben daraus entnehmen wir zugleich, daß die Lust am Trauerspiel überhaupt den Wechsel der Weltanschauungen seit

dem Altertum überdauert hat. Unverändert findet man doch an Schmerzlichem Vergnügen. Es werden also auch einige psychologische Wirkungskräfte da sein, die dies ermöglichen; und darauf geht unsere Betrachtung, nicht auf die Unterschiede, die unleugbar durch die besondere Weltanschauung bedingt werden.

Freilich sind auch selbst die allgemeinsten tragischen Wirkungen in neuerer Zeit von Vertretern pessimistischer und optimistischer, theistischer und atheistischer Systeme für ihre Überzeugungen in Anspruch genommen worden, von jedem ausschließlich für die seinige. Aber wir genießen das Trauerspiel alle, zu welcher Richtung wir gehören mögen, und finden uns auch nicht etwa bewogen, für die Dauer der Aufführung unsere Weltansicht mit den Überkleidern abzulegen, um einen Kursus in der Philosophie des Unbewußten oder der Hegelschen Metaphysik durchzumachen. Die Welt- und Menschenkenntnis, die der Dichter besitzen muß, um große Werke zu schaffen, der Hörer, um sie zu würdigen, betrifft nicht hinter allen Erscheinungen liegende letzte Gründe, sondern die offenbaren, wenn auch nicht jedem offenkundigen, Züge der Erscheinungswelt selber. Und diese bildet der Künstler nicht einfach ab (große Dichter, die solches ausgesprochen, haben es durch ihre Werke widerlegt), sondern benutzt und formt sie nach künstlerischen Bedürfnissen.

Ist die Welt schlecht, so steht es dem Poeten frei, sie auf der Bühne gut zu machen, ist sie gut, so kann er sie schlecht machen. In keinem Falle wird er uns durch seine Welt irgend etwas über die wirkliche Welt bewiesen haben. Lassen wir also die Weltsysteme vorerst beiseite!

Wir müssen ferner die unmittelbaren Wirkungen des Trauerspiels in der Betrachtung scheiden von den Nachwirkungen und diese letzten ebenfalls zunächst beiseite lassen. Jedes Kunstwerk hat seinen nächsten Zweck in sich selbst, in der Hervorbringung eines künstlerischen Genusses. Und hier, in dieser unmittelbaren Wirkung, liegt das Rätsel. Oft ist davon gesprochen, daß durch das Trauerspiel unsere Leidenschaften gereinigt oder wir von den Leidenschaften gereinigt würden, sei es im moralischen Sinne, sei es im Sinne einer gewissen Gemütskur, indem unser eigenes Leid durch fremdes größeres Leid erdrückt, der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben würde. Es wird hierin wohl eine Wahrheit liegen. Soviel ist jedoch zum voraus gewiß, daß man an der eigentlichen Spitze des Problems vorbeischießt, wenn man dabei etwa nur an Nachwirkungen der tragischen Erschütterung denken sollte. Wir unterziehen uns doch nicht dem Trauerspiel wie einer Kaltwasserbehandlung, verschlucken es nicht wie eine widerwärtige Arzenei, nur der erwünschten Folgen halber, sondern es muß, wie alle Kunst,

seinen Reiz schon in sich selber haben. Der junge Mediziner Schiller hat seinen „Räubern“ einen Spruch des alten Hippokrates als Motto vorgesetzt, worin auf die medizinische Wirkung des Schneidens und Brennens verwiesen wird, und hat die Anwendung dieses Spruches aufs Drama in seiner Vorrede kräftig genug befürwortet, ist aber auch später als Poet wie als Poetiker von dieser Ansicht zurückgekommen.

Drittens müssen wir, vorläufig wenigstens, absehen von den Gefühlen, die durch allgemeine Reflexionen über die dargestellten Begebenheiten oder ihr Verhältnis zur Wirklichkeit zustande kommen. Betrachtungen über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, über die Wirkungen der Eifersucht u. dgl., soweit sie nicht vom Dichter selbst den Personen in den Mund gelegt werden, sind zufällige Zutaten des Hörers und nicht wesentliche Wirkungsmittel der Tragödie. Dasselbe gilt von dem Gedanken, daß das Dargestellte glücklicherweise doch nur erfunden sei (worin Fontenelle die tragische Lust suchte), oder daß es uns gottlob besser gehe als denen auf der Bühne. Das sind Treppengedanken beim Hinausgehen oder auch Abschweifungen während des Stückes, wodurch der Hörer sozusagen aus seiner Rolle fällt. Der dramatische Genuß ist gerade um so vollkommener, je mehr wir, uns selbst vergessend, mit und in den Personen leben. Geht

diese Illusion auch niemals so weit, daß wir wirklich ein König Agamemnon, eine geopferte Iphigenie zu sein glauben, und läßt sich das rasch abwechselnde, graduell abgestufte Einleben in die jeweilig handelnden Personen während eines Stückes überhaupt nicht ganz leicht beschreiben und erklären: sicherlich ist doch das Mitfühlen die Lebensluft der dramatischen Kunst.

1. Folgen wir nun sogleich diesem Leitfaden, dem Prinzip des Mitfühlens, so führt er uns auch schon zu einem wirklichen Bestandteil der tragischen Lust. Durch das Trauerspiel werden auf dem Wege des Mitfühlens Affekte von außergewöhnlicher Art und Stärke in uns wachgerufen. Solche ungewöhnliche und vorübergehende Entfesselung schlummernder Gefühlskräfte tut wohl, ähnlich wie eine ausgiebige Bewegung der Glieder, wie jede freie Tätigkeit, zu der wir ohne Anstrengung fähig sind, und die wir lang entbehrt haben. Wer eine gewaltige Stimme hat, mag auch einmal ordentlich brüllen. Und so, wer einer unbegrenzten Liebe und Freude, aber auch wer des tiefsten Schmerzes, heftigsten Zornes und Hasses fähig ist, sieht diese Gefühle mit Lust einmal in sich lebendig werden. Dies geschieht am dramatischen Turngerüst, einem für außerordentliche Gemütsbewegungen konstruierten Geräte von Personen und Ereignissen; am meisten aber in der Tragödie. Denn das ist ihr erstes Erfordernis: sie

muß uns aus dem alltäglichen Leben im Sturm entrücken in eine Welt berghoher und abgrundtiefer Charaktere und Schicksale. Wir müssen mitempfinden die fortreißende Energie Cäsars und Wallensteins, den moralischen Heroismus der Antigone, das moralische und physische Heldentum Coriolans, die furchtbare Leidenschaft des Othello, die Todesangst der Desdemona, den Seelenschmerz des Lear, die Qualen des Macbeth, und in allen Fällen die übermächtigen Erschütterungen des tragischen Unterganges. Und wir empfinden all dieses, auch das Entsetzliche, Abscheuliche, als vorübergehende Aufwühlung brachliegender Gefühlskraft mit einer gewissen Lust. Dieses Erfordernis starker Aufregungen bringt es mit sich, daß in Trauerspielen vorwiegend die Mächtigen der Erde figurieren, von deren Wink das Heil und Unheil Tausender abhängt, deren eigenes Geschick darum zugleich als Schicksal dieser Tausende und als weltbewegendes Ereignis empfunden wird, deren Sturz endlich, nach dem geistreichen Ausdrucke Schopenhauers, die größte Fallhöhe besitzt. Doch hat die neuere Dichtung mit Recht, da das Innenleben in allen Sphären ergreifende Motive darbietet, auch ihre bürgerlichen und ihre Bauerntragödien, die die tragische Kraft keineswegs vermissen lassen.

Nun kann man eines bedenklich finden. Wird nicht nach der gegebenen Erklärung das Trauerspiel

auf eine Stufe gesetzt mit Gladiatorenspielen, Stierkämpfen, Taubenschießen, Vergnügungen also, deren Reiz auch in der Aufregung besteht, die man aber als bestialische zu bezeichnen pflegt? Wie steht es mit dieser Verwandtschaft?

Wir können sie nicht ganz und gar zurückweisen. Die Tragödie hat wirklich mit einigem, was wir gemein nennen, einiges gemein: nur gerade die Gemeinheit hat sie nicht damit gemein. Jene Vergnügungen knüpfen sich eben an Dinge, die anderen Wesen zur Qual gereichen, und das macht sie abscheulich. So weit geht aber die dramatische Illusion doch nicht, daß die Unwirklichkeit der dargestellten Qualen unserem Bewußtsein dauernd und vollständig entginge. Erlangte die Illusion jemals solche Kraft, daß ich als Othello mir tatsächlich einbildete, meine Frau Desdemona neben mir zu würgen, so würde sie pathologisch, würde momentane Verrücktheit. Die Freude an der Aufregung im Trauerspiel kann also nichts für die schlechten Eigenschaften ihrer Verwandten.

Indessen, wenn wir sie auch gegen den Vorwurf der Gemeinheit verteidigen, so werden wir das Alpha und Omega der hohen tragischen Gefühle doch gewiß nicht darin erblicken mögen. Jenes Sensationsbedürfnis trägt einen sehr elementaren, materiellen Charakter. Es ist wahrscheinlich, daß die Lust an stürmischen Affekten in der erfrischend-

belebenden Wirkung körperlicher Motion nicht bloß eine Analogie sondern eine ihrer wesentlichsten Ursachen hat, daß sie, wie so manche Erscheinung des Gefühlslebens, ihre Färbung durch das physische Befinden unseres Organismus empfängt. Wir möchten vor Angst aus der Haut fahren, vor Zorn dreinschlagen. Die Physiologen sprechen hier gern von „Innervationsempfindungen“. Es sind wohl leise wirkliche Stöße und Zuckungen vorhanden und gleichzeitig eine Veränderung des köperlichen Gemeingefühles, die auf plötzlichen aber förderlichen Schwankungen in der Verteilung und Zirkulation des Blutes beruht. Darum tritt jener angenehme Stimmungseffekt auch nicht bei allen starken Gefühlen ein, sondern nur bei denen, die von organischen Wirkungen solcher Art begleitet sind. Verdruß, Neid, Entsetzen, alle deprimierenden und lähmenden Affekte werden bei ungewöhnlicher Stärke keineswegs zu Lustquellen, auch wenn sie vorübergehen und wir dies im voraus annehmen dürfen. Vom „Hawjungsarger“ behauptet zwar Onkel Bräsig, daß er ihm bekomme, meint aber natürlich auch nur einen von der aufregenden, nicht von der deprimierenden Art.

Mögen nun diese Andeutungen über eine körperliche Herleitung der erwähnten Lustquelle Zustimmung finden, oder mag man mehr Gewicht legen auf die Anspannung der psychischen Fähigkeiten des Aufmerkens, Erwartens u. dgl. als auf die Akti-

vierung der Muskeln und organischen Funktionen: soviel dürfte jeder zugeben, daß diese Art von Vergnügen sich mit der tragischen Lust bei weitem noch nicht deckt. Sie kann höchstens die Schale, nicht den Kern der tragischen Gemütsverfassung bilden.

2. Tiefer dringend begegnen wir einem neuen und wesentlicheren Element im Gefühle des Tragisch-Erhabenen. Hier muß ich etwas ausholen, um zuerst Begriff und Wirkung des Erhabenen an verschiedenen anderen Beispielen zu erläutern.

Erhaben nennen wir äußere Erscheinungen, wie ein Gewitter, ein majestätisch ragendes Gebirge, das ruhende wie das aufgeregte Meer, die totenstille Wüste, den Sternenhimmel; aber auch Erscheinungen der Innenwelt, Seelenstürme, ungeheure Entschlüsse, Schmerzen und Seligkeiten. Wir nennen die Gottheit im höchsten Sinn erhaben. Übermenschliche Schlechtigkeit pflegen wir allerdings nicht so zu bezeichnen, wohl darum, weil Schlechtigkeit uns zugleich Eigennutz bedeutet, also Beschränktheit des Fühlens auf das kleine Ich, Engherzigkeit also, die uns, ganz abgesehen von ihrer moralischen Qualität, schon ästhetisch als klein und niedrig erscheint. Denkt man sich einen uneigennützigen Teufel, so haftet immerhin ein Anflug von Erhabenheit daran, der volle Eindruck nur darum nicht, weil wir eben nach unseren Erfahrungen den Eindruck des Egoistischen nicht vollständig von dem des Schlechten

trennen können, und so entweder der Teufel oder die Erhabenheit zu kurz kommt.

Das Erhabene ist, wie wir an den Beispielen sehen, immer ein einheitlicher Gegenstand, der unsere Vorstellungsfähigkeit so sehr überschreitet, daß wir überzeugt sind, niemals damit fertig zu werden. Wenn auch die Phantasie, das Auge überflügelnd, Welle um Welle des Meeres, Stern um Stern des Firmamentes und Meile um Meile ihrer Entfernungen sich zu vergegenwärtigen sucht: sie verliert wieder rückwärts, was sie fortschreitend gewinnt, vermag das Gewonnene nicht zusammenzufassen und verhilft uns nur zu der Erkenntnis, daß sie hinter ihrer Aufgabe noch himmelweit zurückbleibt. Aber diese an sich unerfreuliche Tatsache unserer Unzulänglichkeit hat im Augenblicke keinen Einfluß auf das Gefühl; vielmehr erfüllt uns das Bewußtsein der unfaßbaren Größe des Gegenstandes mit einem enthusiastischen Staunen. Zugleich erzeugt der Verzicht auf völliges Durchmessen ein Gefühl der Ruhe. Die Seele steht gleichsam still, verliert sich in der Beschauung des Einen. Dieses Gefühl der Erlösung vom Zwange der bestimmten, endlichen und veränderlichen Vorstellungen ist vergleichbar der physischen Annehmlichkeit für das Auge, wenn es in einem dienstfreien Augenblicke sich auf unendliche Ferne einstellt, statt einzelne nahe Gegenstände abwechselnd zu fixieren. Und wirklich kommt ja das

physische und das geistige Gefühl oft gleichzeitig zustande: „Hier ist die Aussicht frei, der Geist erhoben,“ ruft der Doktor Marianus, und jeder wird's ihm auf höchster Bergesspitze nachfühlen. Je reicher die Seele mit Bildern und Gedanken aller Art in ruhelosem Wechsel erfüllt war, um so tiefer empfindet sie diese Beruhigung. Damit hängt es wohl unter anderem zusammen, daß wir Tieren und Kindern das Gefühl der Erhabenheit nicht oder nur in geringstem Maße zuerkennen mögen.

Können wir nicht vielleicht auch hier, noch weiter schließend, den Vergleich zur Erklärung steigern? Hat nicht die geistige Beruhigung geradezu ihre Ursache in der körperlichen? — Natürlich hätte man hier nicht an das Ausruhen der Muskeln sondern der Gehirnnerven zu denken.

Es mag wirklich ein derartiges bloß organisches Ruhegefühl beim Erhabenen mitspielen. Aber es spielt nur eine untergeordnete Rolle. Wer sich von geistiger Arbeit erschöpft hinlegt, der ist auch froh, wenn ihn die Gedanken zeitweilig verlassen und das Gehirn zur Ruhe, die Blutzirkulation zum normalen Stande zurückkehrt; er hat aber nicht das Gefühl der Erhabenheit. Die beruhigende Wirkung des Erhabenen hat ihre wesentliche Grundlage nicht im Nichtdenken, sondern im Denken, nicht in einer Verarmung, Verödung, sondern in einer Bereicherung des Geistes. Nur liegt der Reichtum statt in bunter

Vielfältigkeit diesmal in der unfaßlichen Größe einer einzigen Eigenschaft eines einzigen Gegenstandes. Vorausgehende Mannigfaltigkeit der Gedanken ist also nur in der Weise Bedingung für den Eindruck der Erhabenheit, wie kontrastierende Eindrücke sich gegenseitig heben, nicht in der Weise wie Tätigkeit Voraussetzung der Erholung ist. Darum müssen wir den Vergleich mit der Fernstellung des Auges nicht zu genau, vielmehr nur eben als ein Gleichnis nehmen.

Das Erhabene ist nicht im engeren Sinne schön zu nennen, aber es hat eine nahe Verwandtschaft zum Schönen. Ein schönes Bild, eine schöne Melodie ist in ihrer Ausdehnung begrenzt. Dagegen sind ihre Teile mannigfaltig und besteht zwischen ihnen eine solche Fülle von Beziehungen, daß wir immer neue entdecken, je mehr wir uns hinein vertiefen. Man kann also sagen: beim Erhabenen gründet unsere Bewunderung in der unerschöpflichen Fülle gleichartiger Teile, beim Schönen in der unerschöpflichen Fülle der Beziehungen zwischen den Teilen (die wir aber auch hier mehr ahnen als schauen). Dies schließt nicht aus, daß in einem Kunstwerke Schönes und Erhabenes sich vereinigen, wie wir dies am Trauerspiele sehen werden.

Kant hat ein Erhabenes der Kraft und ein Erhabenes der Größe unterschieden. Der Blitz, das flammende Auge des Zeus, das Zucken seiner Brauen, sein bloßer Wille sind erhaben durch die Kraft,

das ruhende Meer ist erhaben durch die Größe, das bewegte durch beides zugleich. Aber schließlich muß die Kraft selbst doch, um erhaben zu sein, eine ungeheure, wenn auch nicht räumliche, Größe besitzen, und ist andererseits das räumlich Große zugleich von ungeheurer, wenn auch zurzeit schlummernder, Kraft. So dürfte dieser Unterscheidung doch nur eine sekundäre Bedeutung zukommen.

Man hat auch gesagt, das Erhabene führe immer ein Gefühl der Furcht mit sich. Dies ist kaum richtig. Wenn wir in einzelnen Fällen auch Schrecken oder Furcht empfinden, infolge wirklicher Gefahr oder in reflektierender Erwägung unserer eigenen Kleinheit und Hilflosigkeit, so sind dies Nebengedanken und Nebengefühle. Und selbst bei an sich fürchterlichen Ereignissen kann die Furcht hinwegfallen und die Erhabenheit bleiben. „Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke. Müßig sieht er seine Werke und bewundernd untergehn." Mit der Hoffnung ist hier die Furcht geschwunden; aber höchst poetisch und psychologisch läßt Schiller die ruhige Bewunderung des erhabenen Schauspiels zurückbleiben. Als Karl Semper auf seiner Reise nach den Palau-Inseln in einen Seesturm geriet und eine kolossale, entzückend blaue Welle über das Schiff stürzte, warf er sich ihr entgegen und versichert, daß der Gedanke des Todes in diesem Moment alle Schrecken für ihn verloren habe.

Immerhin bleibt bei allen solchen ästhetischen Begriffen zu beachten, daß, was wir für die Theorie haarscharf abgrenzen möchten, in Wirklichkeit so abgesondert fast niemals vorkommt, sondern meistens bald diese bald jene Zusatzfärbung aufweist, daß ferner in diesen Zutaten vcm künstlerischen Standpunkte keineswegs bloß störende, sondern auch positiv mithelfende Kräfte liegen, und daß die Theorie von diesem Umstand ebenfalls Notiz nehmen muß, wenn sie nicht gegenüber dem unendlich vielfältigen Farbenspiel der wirklichen Gemütsbewegungen in hilflos-abstrakter Einseitigkeit dastehen will. Darum sei gern zugegeben, daß in vielen — möglicherweise, wenn man hier zählen könnte, den meisten — Fällen eim Gefühl des Schauers oder Grauens oder der Ehrfurcht, deren Verwandtschaft mit Furcht schon die Sprache andeutet, und noch manche andere dunkle Gedanken und Stimmungen, die sich vom unbegrenzten und unfaßbaren vorliegenden Gegenstand in natürlicher Folge nach dem geheimnisvollen Wesen, nach dem Beginn und Ende aller Dinge hin richten, mit in unsere Gemütsverfassung eingehen. Nur dürfen selbstverständlich etwaige negative unlustgebende Momente nicht überwiegen, solange noch von ästhetischem Genusse die Rede sein soll.

Ein Gleiches wäre zu sagen über die entgegengesetzte Lehre, daß der Eindruck der Erhabenheit auf einem Gefühl eigener Kraft und Größe beruhe,

indem wir uns mit der gewaltigen Natur- oder Geisteserscheinung identifizieren (A. Bain), oder indem wir uns dem überwältigend Großen erst recht gegenüberstellen und unsere Überlegenheit als vernünftig-moralische Wesen, denen auch das Furchtbarste nichts anhaben kann, um so lebendiger empfinden (Kant). Auch dieses Gefühl eingebildeter oder wirklicher Kraft ist zweifellos in vielen Fällen mit vorhanden, bildet aber ebensowenig wie das umgekehrte der Furcht den eigentlichen, überall und notwendig vorhandenen Mittelpunkt der Stimmung, mit der wir Erhabenes betrachten.

Hier erinnern wir uns nun auch jener Freude an ungewöhnlichen Aufregungen, der wir als erstem Element der tragischen Wirkung begegneten, und beachten wohl, daß die Freude am Erhabenen nicht damit zusammenfällt. Dort handelt sich's nur um ein allgemeines, elementares Kraft- oder Gesundheitsgefühl, das sich an geistige wie körperliche Motion beliebiger Art knüpft. Hier um ein edleres und bestimmteres Gefühl, das nur unter ganz besonderen Voraussetzungen auftritt und vielmehr einen Antrieb zur Ruhe als zur Aufregung in sich schließt. Es kann gegeben sein auch ohne jede Aufregung, z. B. wenn es durch den Anblick des Sternenhimmels erweckt wird. Umgekehrt kann höchste Aufregung entstehen ohne das Gefühl der Erhabenheit. So wird in Wetten, in Prozessen höchste Spannung,

Angst, Jubel erzeugt („Die heftige Bewegung setzt meine stockende Maschine in Tätigkeit, befreit mich von der realen Angst“ sagt Lessing vom — Tarockspiel): das Gefühl der Erhabenheit wird nur ausnahmsweise einmal daran geknüpft sein.

Im Trauerspiel finden wir diese beiden Elemente vereinigt. Die mächtigen Leidenschaften und Konflikte wirken hier in der doppelten Weise: einmal, indem wir sie mitfühlen, durch die Aufregung, außerdem aber, indem wir sie vorstellen, durch ihre Erhabenheit. Etwa ähnlich wie körperliche Bewegungen uns wohltun, indem wir sie vollziehen, aber auch uns gefallen, indem wir sie sehen. Dies letztere ist erst eine eigentlich künstlerische Lust. Damit solche im Drama entstehe, müssen wir die Affekte nicht bloß momentan mitfühlen, sondern aus der ganzen Reihe von Reden, Begebenheiten, Handlungen ein Gesamtbild der Persönlichkeiten und ihrer Schicksale gewinnen, das wir gleichsam objektiv betrachten. Dies geschieht schon während des Stückes und ohne jede Reflexion. Während wir die wogenden Kämpfe miterleben, baut sich zugleich für den künstlerisch empfänglichen Hörer ihr Bild in der bewegten Seele auf, gleichwie ein Regenbogen oder eine dämonische Gestalt in bewegten Wolkenmassen. Freilich gehört zu dieser Art des dramatischen Genusses ein künstlerisch vorgeschrittener Kulturzustand.

Wie es überhaupt möglich wird, daß innere Zustände, die wir in uns selbst erleben, als Zustände anderer Wesen gedeutet und daß eine Mannigfaltigkeit vorübergehender Regungen zum Gesamtbild einer fremden Persönlichkeit vereinigt wird: diese in die innersten geistigen Maschinengeheimnisse des Dramas eindringende Betrachtung würde uns hier zu weit führen. So viel sieht man leicht, daß eine solche Fähigkeit nicht zu den einfachsten des Seelenlebens gehören kann. Wenn wir hinzunehmen, daß nach den vorhin gemachten Bemerkungen das Gefühl des Erhabenen ohnedies, selbst schon gegenüber Naturszenen, eine gewisse geistige Entwicklung voraussetzt, so begreifen wir manche Geschmacksunterschiede, die in der Geschichte des Dramas und besonders des Trauerspiels hervortreten. Das englische Theater vor Shakespeare, teilweise auch neben und nach ihm (Marlowe, Webster), sowie vor- und nachklassische Tragödien anderer Nationen machen den Eindruck, daß weniger auf jene objektive und zusammenfassende Betrachtungsweise als auf augenblickliche massive Erregung gerechnet wurde, nicht selten sogar auf das gemeine Stierkampfvergnügen. Das Tragische entartet auf diesem Wege zum Gräßlichen. Der schauderhafte Eindruck der Greueltaten wird durch ihre schauderhafte Bestrafung für unseren Geschmack keineswegs verbessert. Dagegen ist es ein Kennzeichen klassischer Dichtwerke, daß sie dem

Streben nach zusammenfassender Vorstellungsweise durch einen organisch einheitlichen Bau, durch gegenseitige Bedingtheit aller Teile entgegenkommen und das Publikum bei aller Kraft der Einzelwirkungen zugleich zu größerer Weite des ästhetischen Gesichtsfeldes erziehen. Wechselseitig treiben sich so die steigende Fähigkeit künstlerischen Genießens und die Qualität der Produktion in die Höhe, bis gegenwirkende Kräfte den Verfall einleiten.

Indem wir nun die Charaktere und Schicksale in der Tragödie unwillkürlich und gewohnheitsmäßig in ein solches überschauendes Vorstellen aufzunehmen streben, ereignet sich dasselbe, wie wenn wir das stürmische Meer betrachten: der Gegenstand überschreitet all unser Vorstellen, wie das Meer die sinnliche Phantasie überschreitet, und es entsteht aus den gleichen Ursachen das Gefühl des Erhabenen. So werden denn auch traurige Ereignisse und Erlebnisse, leibliche und geistige Schmerzen, gerade wenn sie eine unerhörte Größe erreichen, als Vorstellungsgegenstände die Unterlage dieses eigentümlichen Lustgefühles. Es ist damit zugleich gesagt, daß sie bei klassischen Werken ihre wahre und höchste Größe erst durch den Zusammenhang mit dem Ganzen des Stückes erreichen, und um so mehr, je lebendiger dieser Zusammenhang dem Hörer gegenwärtig ist. Natürlich bietet die Gesamtheit des Dargestellten außer dem Schmerzlich-Erhabenen und in enger Ver-

bindung damit auch des Erhabenen genug in Gesinnungen und Handlungen. Selbst das Erhabene der äußeren Natur wird vom Dichter gerne mitbenutzt, wie in mehreren Szenen des Lear und des Macbeth, den großartigen Schlachtenszenen vieler Tragödien usw. Aber die ästhetische Wirkung dieser Dinge bildet nicht ein Paradoxon, wie die Lust am Schmerzlichen, und es bedarf nunmehr bloß des Hinweises, wie das eine und andere unter dem gemeinsamen Gesichtspunkte der Erhabenheit zusammenwirkt. Nicht minder leuchtet ein, daß die Modifikationen, die das Gefühl des Erhabenen durch die Beimischung der Furcht, des Grauens, des Feierlichen, der Ehrfurcht, des kraftvollen Selbstbewußtseins usw. erfährt, auch der tragischen Lust eine höchst wechselnde Färbung erteilen müssen. Die Unterordnung des Tragischen unter das Erhabene (worauf vornehmlich Edmund Burke Gewicht legte) hat nur Wert für unsere Erkenntnis, wenn man sich zugleich dieses Reichtums individuellster Erscheinungsformen erinnert, in denen das Gefühl des Erhabenen auftritt, aus denen wir den Allgemeinbegriff nur eben als ein leeres Gerippe herauspräparieren; wenn man sich ferner bewußt bleibt, daß das Erhabene im individuellen Drama nicht Eines ist und nicht fertig dasteht, sondern jedesmal in vielerlei Gestalten zugleich bis zu seiner vollen Größe heranwächst und durch dies innerliche Wachsen sich eine unvergleichliche Lebendigkeit im Gemüte sichert.

Aber gerade diese Erwägungen führen uns noch auf eine wesentliche Lücke der Theorie. In sehr verschiedenartigen Dramen entwickeln sich vor unseren inneren Augen Seelenzustände, auch schmerzlicher Art, in einer Größe und Gewalt, die ihnen den Charakter des Erhabenen verleiht: aber nicht alle diese Dramen sind Trauerspiele. Göthes Iphigenie ist kein Trauerspiel, und doch leidet Orest wahnsinnige Qualen, und doch trägt der Charakter Iphigeniens, auch des Thoas große Barbarenseele und das ganze Stück nach Form und Inhalt den Stempel der Erhabenheit. Es scheint also, daß sowohl die Aufwühlung außergewöhnlich starker und speziell schmerzlicher Affekte, als auch das Erhabene, das durch deren Vorstellung entsteht, nicht dem Trauerspiel allein eignet und somit auch nicht die ihm spezifisch eigentümliche Lust vollständig ausmacht. Diese muß vielmehr durch irgendein ergänzendes Merkmal noch näher beschrieben werden.

Es entsteht die Frage: gibt es nicht eine Form des Erhabenen, die ausschließlich dem Trauerspiel eigen ist? Und zuvor die andere Frage: was verstehen wir eigentlich unter einem Trauerspiel?

Bisher mochte es uns genügen, auf bekannte Beispiele zu verweisen. Auch jetzt will ich nicht eine gelehrte Definition aufstellen, sondern im Gegenteil mich absichtlich der Anschauung des ungelehrten Publikums anschließen, wenn ich sage: ein Trauer-

spiel oder eine Tragödie ist ein Drama, dessen Held durch ein Zusammenwirken von Charaktereigenschaften und Schicksalen, die das gewöhnliche Maß weit überschreiten, zugrunde geht. Von den Charaktereigenschaften und Schicksalen haben wir gesprochen. So ist noch zu reden vom Untergang.

Der glückliche oder unglückliche Ausgang unterscheidet nach der populären Auffassung die beiden Klassen des ernsten Dramas, Schauspiel und Trauerspiel. Diese vor etwa 100 Jahren auf der deutschen Bühne durch Iffland eingeführte, durch unsere Klassiker und namentlich durch Schiller sanktionierte und im allgemeinen Bewußtsein festgewurzelte Unterscheidung findet nicht die unbedingte Billigung unserer Ästhetiker, die sich vielmehr gegen eine solche Betonung des Ausganges zumeist vornehm ablehnend verhalten. Man findet in den Definitionen der Tragödie alles mögliche, nur nicht die bestimmte Forderung eines tödlichen oder auch nur eines unglücklichen Ausganges. Fast muß man sich daher scheuen, hierauf Gewicht zu legen, um nicht der Trivialität angeklagt zu werden. Jedoch das soll uns nicht irremachen. Psychologisch ist doch so viel gewiß: das Ende wirft Licht oder Schatten voraus, beherrscht die Stimmung schon, ehe es eintritt. Man faßt alle Fäden der Handlung in dem Sinne auf, daß sie sich zu einem unlösbaren Knoten verschlingen,

den nur der Tod zerhauen kann. Man sieht das Gewitter sich sammeln und näherkommen, in dem Vorgefühl, daß es diesmal einschlagen wird. Und wenn wir's auch nicht durch den Theaterzettel oder durch vorherige Kenntnis des Stückes wissen: wir müssen's ihm anmerken, je weiter es vorschreitet. Es wäre nach heutigen Begriffen kein tadelfreies Stück, wenn es nicht solches Vorgefühl erweckte oder wenn gar der Untergang oder Sieg des Helden eben das wäre, was man nicht erwartet hätte. Den Dichtern der Zukunft hat zumal Gustav Freytag, der sonst den Unterschied der Trauer- und Schauspiele ebenfalls ziemlich geringschätzig behandelt, diese Forderung kräftig ans Herz gelegt. Die formalen Regeln der Technik mögen ja durch den Unterschied des Ausganges wenig berührt werden. Aber bei einer psychologischen Definition des Dramas und seiner Wirkung wird man nicht umhin können, dem Ende eine hervorragende Bedeutung einzuräumen. Und dies nicht etwa bloß mit Rücksicht auf die Nachwirkungen. Denn das Ende gehört zum Stück, und die Vorstellung des Endes kommt vor dem Ende der Vorstellung. (Weniger trifft dies, nebenbei gesagt, bei Romanen zu, außer wenn wir sie zum zweiten Male lesen, was hier ja seltener der Fall ist. Der Roman gibt nicht wie das Drama bloß den Kern eines Lebens in konzentriertester Form, er holt viel weiter aus, läßt den Helden womöglich von der

Wiege an durch eine Fülle von Motiven nach den verschiedensten Seiten hin bilden und treiben).

Man könnte noch einwenden, daß sich unter den Tragödien des Altertums eine Reihe von Stücken befinden, die nicht mit dem Tode des Helden endigen. Aber das Altertum gebrauchte eben den Namen Tragödie in einem weiteren Sinn, indem es auch das, was wir Schauspiel nennen würden, darunter befaßte. Daher redet Aristoteles in seiner Definition der Tragödie nur von einer würdigen Handlung, nicht einmal von einer schmerzlichen, geschweige tödlichen Handlung, und wenn er nachher die Tragödien mit unglücklichem Ausgang für die vorzüglicheren erklärt, so sieht man, daß ihm zwar die Bedeutung des Endes nicht entging, daß er aber den Unterschied mehr als einen des Grades als der Art betrachtete. Für uns haben sich die beiden Klassen des ernsten Dramas, wie die Künste überhaupt, schärfer voneinander gesondert (Wagners „Gesamtkunstwerk" ist doch auch nur wieder eine besondere Kunstspezies) und so zu den gesonderten Bezeichnungen hingedrängt. Diese schärfere Scheidung wird unter anderen Gründen auch den haben, daß bei den alten Griechen ebenso wie bei den Spaniern das Ende oft sehr lose mit dem Vorangehenden zusammenhängt. Da erscheint Athene oder Herakles oder die Jungfrau Maria oder der Monarch und bringt die Sache in Ordnung. Man hatte also auch nicht

so sehr das Bedürfnis, einen Unterschied zu machen zwischen solchen Charakteren und Schicksalen, die in ihrem Zusammenwirken den Helden verderben müssen, und solchen, die durch sich selbst zu einer Lösung des Knotens hinführen.

Wenn einer auch jetzt noch jedes ernste Drama, gleichviel wie es ausgeht, mit W. Schlegel, Vischer, G. Freytag u. a. eine Tragödie nennen will, so hat er sich über seinen Sprachgebrauch lediglich eben mit dem sonstigen Sprachgebrauch abzufinden, nach welchem ein Stück, worin niemand zu Schaden kommt und höchstens irgend ein schurkischer Intrigant oder Tyrann beiseite geschafft wird, ein Stück, das mit allseitig angenehmsten Verhältnissen schließt, gegenwärtig schwer eine Tragödie und in keinem Fall ein Trauerspiel heißen kann. Aber wir streiten hier überhaupt nicht um Worte. Sonst würde sich ja das Wort Schauspiel auch schwer verteidigen lassen.

Alle technischen Ausdrücke und ästhetischen Einteilungen beiseite: das eine ist klar, daß unser ganzes Problem der tragischen Lust erst angesichts des traurigen Ausgangs seine Schärfe erlangt. Denn daß Dramen der ebenerwähnten Art, daß Wilhem Tell, Nathan der Weise, Käthchen von Heilbronn, wo wenigstens die Hauptpersonen ihr von dem Hörer gebilligtes Ziel erreichen, Vergnügen gewähren können, das ist doch von vornherein kein Rätsel. Selbst dann also, wenn der fragliche Unterschied auch

heute in jeder anderen Beziehung sachlich vollkommen bedeutungslos wäre, und wenn von einer entsprechenden Klassifikation nirgends und niemals in der Praxis die Rede gewesen wäre: selbst dann müßten wir im Interesse der einen Frage, die uns hier speziell beschäftigt, wie Trauriges im Drama zum Gegenstand einer Lust werden könne, die Scheidung vollziehen und die hierhergehörigen Dramen all er Zeiten zu diesem besonderen Zweck unter dem besonderen Gesichtspunkte vereinigen.

Dem Tod also müssen wir in der Poetik etwas näher treten und unsere Aufmerksamkeit darauf richten, auf welchem Wege wohl es dem Dichter gelingen mag, den König der Schrecken künstlerischer Lust dienstbar zu machen. Da liegt es nun nahe, an die unvergleichliche Gewalt der Affekte zu denken, in denen die Vorstellung des Todes eine Rolle spielt. Keine Furcht gleicht der Todesangst, keine Tapferkeit, keine Aufopferung und Liebe derjenigen, die selbst den Tod nicht fürchtet; und die höchste Verzweiflung wiederum ist es, die sich dem Tod in die Arme stürzt. Insoweit fügt sich offenbar dieses Wirkungsmittel des Trauerspiels unter den allgemeinen Gesichtspunkt, daß das Trauerspiel durch höchstgesteigerte Affekte wirkt und zwar in der doppelten Weise, die wir kennen.

Dennoch würden wir hiermit noch nicht den innersten Kern unseres Rätsels getroffen haben. Denn

wieder gilt, daß auch im Schauspiel zuweilen Affekte der geschilderten Art vorkommen; ich erwähne nur Kleists Prinz von Homburg. Diese Affekte setzen voraus, daß der Betreffende den Tod vor sich sieht. Wird er ihm erspart, so war doch seine Erregung und die des Zuschauers, war die Erhabenheit des Eindruckes die nämliche. Aber für das Trauerspiel verlangen wir, daß der Held wirklich sterbe. Es gibt sogar Dichtungen, denen wir im ästhetischen Interesse statt des guten Ausganges den schlimmen wünschen möchten, und Goethe hat nicht bloß gegenüber den Versuchen einer Errettung Werthers mit seinem Werther, „dessen Jugendblüte schon von vornherein als vom tödlichen Wurm gestochen erscheint" recht behalten, sondern er hat auch sein Schauspiel Stella nachträglich in ein Trauerspiel umgewandelt.

Nicht also die Erhabenheit der Todesfurcht oder Todesverachtung allein, sondern geradezu die Majestät des Todes selber gibt dem Trauerspiel sein spezifisches Gepräge. Des Todes natürlich nicht im allgemeinen, sondern dieses Todes unter diesen Umständen. Nicht unter allen Umständen ist der Tod erhaben; er ist in den meisten Fällen bloß traurig, und Traurigkeit ist der Erhabenheit eher entgegengesetzt als verwandt. Ein Leben voll energischer Kämpfe muß vorausgegangen sein, und es muß durch diese Kämpfe — nicht durch Schwäche,

nicht durch Mißgeschick, nicht durch gemeinen Bankerott — dem großen Gläubiger verfallen sein. Dann erscheint der Tod als ein Erhabenes der Kraft, gegen das keine Einsprache, keine Gewalt, Weisheit und List mehr verfängt, gegenüber dem aufs äußerste verschärften Zwiespalt der Interessen, Pflichten, Neigungen. Dann erscheint er als ein Erhabenes der Größe, wie die totenstille Einöde und die dunkle Nacht, gegenüber der lärmenden Buntheit des Lebendigen. Solchen Empfindungen geben die Überlebenden auf der Bühne, auch der griechische Chor, oft genug selbst Ausdruck. Und das beruhigende Moment, das in allem Erhabenen liegt, wird noch verstärkt durch den Anblick des gemeinsamen Endes unversöhnlicher Kämpfer, ja des allgemeinen Schicksals aller Menschen, dessen wir nicht durch Reflexion, sondern, wie vor jedem frischen Grabe, durch unwillkürliche Erweiterung des Blickes auf den endlosen Zug des Todes uns bewußt werden. Bei den Leichen Romeos und Julias reichen sich die feindlichen Familienhäupter die Hände. Selbst beim Untergang des Ruchlosesten will uns ein menschliches Rühren beschleichen.

Keineswegs soll behauptet werden, daß die Darstellung eines erhabenen Todes das Ziel des Trauerspiels und daß die vorhergehenden Begebenheiten nur die unentbehrlichen Mittel wären, um diese Erhabenheit hervorzubringen. Kein Teil des Dramas

ist bloß Ziel, keiner bloß Mittel. Charaktere, Handlung, Katastrophe — alles durchdringt sich zuletzt im Geiste des Hörers als innerlichst zusammengehörige Teile eines Ganzen. Ich möchte vielmehr sagen, der Tod sei der Grundton, auf den die Melodie des Trauerspiels bezogen wird, ohne welchen sie ebenso bedeutungslos wäre wie er selbst ohne die Melodie. Selbst wenn die Katastrophe nicht hinreichend im Vorausgehenden motivirt ist, bildet sich nachträglich und beim öfteren Lesen oder Hören teils durch Gewöhnung, teils durch ein Erklärungsbedürfnis, das den denkenden Zuhörer unwillkürlich drängt, Lücken des Kausalzusammenhangs selbsttätig zu ergänzen, eine festere Verbindung der Teile in unserem Bewußtsein heraus. So ist denn auch die Wirkung der Katastrophe und die der vorausgehenden Teile auf unser Gemüt zuletzt eine einzige. Nur in der Theorie muß man zunächst wieder streben, die Wirkung der Teile zu sondern, und wird darin durch den Umstand unterstützt, daß sie äußerlich genommen aufeinanderfolgen, daß die Katastrophe, wenn auch als drohende schon vorausempfunden, doch ihren Haupteindruck erst mit dem wirklichen Eintritt gewinnt, daß umgekehrt die Handlung und die Charaktere, wenn auch während der Katastrophe in unserer Vorstellung lebendig, doch vorher in allen Einzelheiten nach und nach zur Entfaltung ihrer Teilwirkungen gelangen.

Zuweilen wird der Tod des (oder der) Helden durch irgendeinen anderen unglücklichen Ausgang ersetzt, durch Verbannung, durch die Flucht aus der Welt ins Kloster oder zum Delphischen Gotte (Medea Grillparzers), durch geistige Umnachtung u. dgl. Der Held lebt auch wohl als gebrochener Mann in den alten Verhältnissen weiter, er ist moralisch tot, umgewandelt in ein anderes Individuum, das unser Interesse verloren hat. Ein solcher geistiger oder bürgerlicher Untergang kann dann als ästhetisches Äquivalent des physischen gelten und in diesem Sinne wirken. Das gleiche gilt von den Fällen, in denen statt des Helden eine andere ihm nächststehende Person zugrunde geht. Aber es werden dies einzelne und immer etwas problematische Experimente bleiben.

Vergleichen wir dazu auch die Fälle, wo wir außerhalb der Kunst von Tragischem reden. Wer hätte nicht beim Tode des Königs Ludwig II. von Bayern und seines pflichttreuen ärztlichen Begleiters, oder eines Forschungsreisenden, wie Nachtigal, der großen Kulturzielen heldenmütig zum Opfer fiel, das Wort „tragisch" ausgesprochen? In der Tat finden sich gleiche Umstände, wie wir sie für die Tragik auf der Bühne verlangen, auch im Leben. Nur muß man da den Trägern solcher Schicksale nicht unmittelbar nahe stehen: teils wegen mancher kleinen Züge, die den Eindruck der Erhabenheit dem Nahe-

stehenden zerstören können, während sie Fernerstehenden verborgen bleiben, teils auch darum, weil ein in unser wirkliches, persönliches Leben tiefeinschneidendes Ereignis sich mit künstlerisch-objektiver Anschauung nicht verträgt. Der Tod eines Jünglings im Dienste des Vaterlandes oder der Wissenschaft ist tragisch, aber nicht für die Eltern. Für sie ist er durch und durch traurig. Das Tragische schließt immer zugleich etwas Erhebendes in sich, wenn wir das auch nicht immer geradezu eine Lust nennen mögen. Das Traurige ist nur erdrückend. Jenes Erhebende kann sich erst einfinden, wenn man dem Ereignis aus solcher Entfernung gegenübersteht, um es zum Gegenstand einer Anschauung zu machen, aber auch wieder nicht so ferne, daß man nicht das Detail der Handlungen und Seelenprozesse sich vergegenwärtigen, daß nicht ein Nachfühlen und Hineinleben ähnlich wie gegenüber den Personen auf der Bühne stattfinden könnte.

Auch im Leben wird allerdings der Ausdruck „tragisch“ nicht ausschließlich für Fälle des tödlichen Ausgangs gebraucht. Doch wird man finden, daß immer ein Zugrundegehen irgendeiner großen Hoffnung, eines ungewöhnlichen Unternehmens damit bezeichnet wird. Der Untergang im eigentlichsten, typischen Sinne ist aber, für unsere sinnlichen Augen wenigstens, der Tod. Und wie wir das Wort „Tod“ auf ein Zugrundegehen anderer Art übertragen, so

auch das Wort „tragisch“ auf die Gefühlswirkung der entsprechenden Vorgänge. Manche Menschen nennen freilich alles Unangenehme tragisch, wie sie alles Große riesig und alles Merkwürdige fabelhaft nennen. Saloppe Sprachgewohnheiten können uns aber nicht bestimmen, die durch die Sache gezeichneten Grenzlinien zu überschreiten.

3. Beachten wir nun auch den Unterschied der Tragödie vom Tragischen der Wirklichkeit. Er liegt in der hinzukommenden künstlerischen Form, in allem, was zur Komposition gehört, in der Hinweglassung überflüssiger oder störender Umstände sowohl in den Charakteren als Begebenheiten, in der Zusammendrängung des Auseinanderliegenden in die räumlichen und zeitlichen Schranken der Aufführung, in der Herstellung einer durch sich verständlichen und in sich geschlossenen, ästhetisch einheitlichen Handlung, in der Kontrastierung der Persönlichkeiten und Szenen, in den Wirkungsmitteln der Diktion usw. Man muß aber nicht mit Hume (On tragedy) glauben, daß durch die künstlerische Form allein ein schrecklicher Gegenstand angenehm werden könne, und daß aus diesen formellen Eigenschaften das Paradoxon der Lust am Trauerspiel sich allein schon begreifen lasse. Denn da es den Dichtern freisteht, angenehme oder unangenehme Stoffe zu wählen und beide durch die dichterische Form zu verschönen, so sieht man nicht ein, warum sie sich

mit Vorliebe gerade die unangenehmen heraussuchen und sich die Arbeit und den Effekt erschweren sollten, wenn wirklich der tragische Stoff in sich nur unangenehm wäre. Wenn ein politischer oder gerichtlicher Redner Greueltaten meisterhaft schildert, wie Cicero die des Verres, so ist ihm der Stoff gegeben. Die künstlerische Formung mag den Ehrgeiz des Redners stacheln oder die praktischen Zwecke seiner Rede fördern. Aber einen Dichter könnte es doch nur in Ausnahmefällen einmal reizen, an bloß widerwärtigem Material ein Kunststück zu versuchen und uns durch die Mache über die Sache hinwegzutäuschen. Eine so weitverbreitete Kunstgattung wie das Trauerspiel kann also hierauf allein nicht beruhen. Hier muß, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, der Stoff selbst schon eine gewisse Befriedigung erwecken.

Und so ist es. Hume übersieht, daß tragische Wirkungen auch im Leben vorkommen, und daß sie der Künste des Dichters gar nicht immer bedürfen. Diese verstärken aber den Eindruck; und — was wesentlicher ist — sie verschmelzen mit dem Eindruck des Erhabenen den des Schönen, der den wirklichen Ereignissen bei aller Tragik nicht oder nur in unvollkommenem Maße eigen ist. Es gibt zwar in der Wirklichkeit Landschaften, Gesichter, Charaktere, die im eigentlichsten Sinne schön genannt werden müssen: aber gerade bei tragischen

Ereignissen der Wirklichkeit geht es kaum jemals schön her. Entfesselte Elemente kümmern sich nicht um harmonische Abrundung ihres Wirkens, um Einheit in der Mannigfaltigkeit und was dergleichen ästhetische Erfordernisse mehr sind. Goethe findet einmal die Ermordung Cooks „in allem Betracht schön“, und auch schön, „daß die wilde Majestät ihre Rechte der Menschheit auf ihn behauptet hat“. Aber es war eben Goethe, der dies sagte, dessen Einbildungskraft sich den Stoff bereits in künstlerischer Form vergegenwärtigte. Geschieht zuweilen Ähnliches auch von seiten des gemeinen Mannes, dessen produktive Phantasie sich ja in den Mythenbildungen aller Zeiten wirksam zeigt, so haben wir es eben auch hier nicht mehr mit den Ereignissen zu tun, wie sie wirklich vor sich gehen, sondern mit dichterisch umgewandelten.

Natürlich steht in der Seele dessen, der Tragisches mit Lust erfaßt, das Gefühl der Formschönheit dem der Erhabenheit des Inhaltes nicht wie ein getrenntes Inventarstück zur Seite, sondern vermischt sich damit aufs innigste zu einer Einheit. Faktisch ist es ja nicht einmal für die mühsamste Analyse möglich, die Form vom Inhalt streng zu sondern. Wie will man sich diese ganz individuelle Form, diese Kombination von Charakteren, diese Anordnung der Szenen, diese Diktion, diese Gleichnisse usw. etwa vom König Lear auf ein Stück mit anderem Inhalt übertragen

denken? Und wie will man sich diesen Inhalt, wenn man darunter nicht bloß den Wahnsinn eines alten Königs infolge unbesonnener Erbteilung versteht, sondern den Lear und seine Geschichte mit allen einzelnsten Zügen und Nebenzügen, mit denen sie Shakespeare ausgestattet hat, — wie will man sich diesen Inhalt in anderer Form denken? Die Trennung von Form und Inhalt behält nur so lang einen gewissen Sinn, als man beide nicht bis in die feineren Einzelheiten verfolgt. So will denn auch die Trennung des Inhaltlich-Erhabenen und des Formell-Schönen unter diesem Vorbehalt verstanden sein. Man kann dem Lear nicht die Erhabenheit nehmen und die Schönheit übrig behalten; so wenig wie umgekehrt. Es wäre nicht mehr derselbe Lear, derselbe organische Bau von Ereignissen, Ideen, Leidenschaften, Handlungen.

Die angedeuteten Eigenschaften, denen das Trauerspiel seine Formschönheit verdankt, sind ihm in der Hauptsache mit dem Schauspiel, mit dem Drama überhaupt, ja in ihren allgemeinsten Grundzügen mit jedem Kunstwerke gemeinsam. Doch gibt es auch einzelne, die dem Trauerspiel mehr oder weniger ausschließlich eignen; wie das Pathos der Sprache, wie die scheinbare Wendung zum Guten kurz vor der Katastrophe, die dann um so erschütternder hereinbricht, wie die Einmischung des Humors bei Shakespeare, die nicht bloß historisch, sondern auch

ästhetisch begreiflich scheint, und zwar weniger als Kontrastmittel, denn als eigentliches Ingrediens des in so vieler Beziehung aus Gegensätzen gemischten tragischen Gefühles. Wenn nicht alle Tragiker davon Gebrauch machen, so ist die Erklärung einfach genug: das kostbare Kraut steht nicht allen zur Verfügung. Indessen alle diese Dinge sollen hier nur berührt sein, da sie uns in der Hauptfrage nicht wesentlich fördern.

4. Dagegen ein hochwichtiger Gesichtspunkt erheischt noch Berücksichtigung: der moralische. Wir haben ihn von den bisherigen Betrachtungen ferngehalten, teils weil die meisten und größten Meinungsverschiedenheiten sich an ihn knüpfen, und man immer das vorausnehmen soll, worüber man leichter einig werden kann, teils aber weil wir die höchste Vollendung der tragischen Wirkung hier zu finden glauben und von Anfang an den Gang von den künstlerisch minderwertigen zu den vornehmeren Elementen eingehalten haben.

Es soll hier nicht die Frage nach den Beziehungen der Kunst zur Moral überhaupt erörtert werden, eine Frage, die in Wahrheit gar nicht eine und mit irgendwelchem Schlagwort abzutun ist, sondern in eine Menge von Einzelfragen zerfällt, deren jede ihre besondere Behandlung verlangt. Wir setzen hinsichtlich der Kunst im allgemeinen nur dies als zugestanden voraus, daß ihr unmittelbarer Zweck nicht in

sittlicher Besserung liegt, sondern in der Erzeugung von Vorstellungen, die mit einer bestimmten Art von Lustgefühlen verknüpft sind. Man kann dies ruhig zugestehen, ohne die Ansprüche einer einsichtigen Moral auf Beherrschung und Durchdringung aller menschlichen Verhältnisse zu bestreiten. Es bleibt Sache der Ethik selbst, zu bestimmen, in welcher Weise und mit welchem Grade der Wertschätzung das künstlerische Tun und Genießen in das System der wahren menschlichen Lebenszwecke oder -mittel einzureihen ist. Ästhetisch haben wir uns nur die Frage zu stellen: inwieweit und auf welche Art moralische Gefühle sich als Elemente an dem Zustandekommen der künstlerischen Lustgefühle beteiligen. Wir haben sie also nicht als Wirkungen, sondern als Ursachen dieser Gefühle zu untersuchen. Erst auf Grund solcher Erkenntnis wird sich auch leichter der Wert eben dieser Lustgefühle für die moralische Entwicklung bestimmen lassen. Suchen wir also diese Frage speziell für die Tragödie zu beantworten.

Fast allgemein hat man den moralischen Gefühlen eine ganz besondere Wichtigkeit für die Erklärung der tragischen Lust beigemessen. Aber nicht immer in überzeugender Weise. Die am weitesten verbreitete Ansicht, wonach die Tragödie die Sühnung einer Schuld zur Anschauung bringe und dadurch befriedige, ist sogar sicher unrichtig. Die Moral

verlangt nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Rechnen wir es einem Verbrecher hoch an, wenn er selber das dringende Bedürfnis empfindet, mit Leib und Leben Buße zu tun, so kann dies nur darin seinen vernünftigen Grund haben, daß durch diese Opferwilligkeit die Echtheit und Kraft seiner nunmehrigen moralischen Gesinnung klar bewiesen wird, nicht aber darin, daß uns der Untergang eines so gründlich gebesserten Menschen an sich als ethischer Gewinn erschiene. Bei der gerichtlichen Todesstrafe mögen Gründe der öffentlichen Sicherheit den Ausschlag geben. Im Theater soll der Untergang ästhetisch wirken. Ein sittliches Bedürfnis, jemand, und sei er der größte Schuft, umkommen zu sehen, kann ich nicht anerkennen und halte daher diese Theorie für eine ebenso große moralische wie ästhetische Verkehrtheit. Faktisch gehen auch nur Dichter zweiten Ranges grundsätzlich darauf aus, große Verbrechen und deren Bestrafung darzustellen; und das Publikum, welches ihren Erzeugnissen Beifall klatscht, mag vorzugsweise (von anderen noch weniger lauteren Regungen abgesehen) durch die instinktive Lust des befriedigten Rachedurstes getrieben sein, die noch immer so häufig mit moralischen Postulaten verwechselt wird. Unsere schönsten Tragödien wären dagegen nach dieser Lehre verfehlt. Kein schlechteres Stück sowohl in ethischer als künsterischer Hinsicht könnte

es dann geben als die Antigone des Sophokles. Denn Antigone stirbt unschuldig. Aber auch Oedipus, Emilia Galotti, und so viele zweite Helden, Desdemona, Ophelia, Cordelia — sie sterben unschuldig. Man hat freilich in einigen dieser Charaktere doch Splitter finden wollen. Antigone mußte der Staatsraison mehr Rechnung tragen, Oedipus hat einen Moment allzugroßen Selbstbewußtseins, Cordelia mußte nicht ganz so wortkarg bleiben, Emilia nicht so schwach sein, um ihre Verführung für möglich zu halten: — aber was helfen alle diese Entdeckungen, selbst wenn sie begründeter wären, als sie sind? Wenn überhaupt unser moralisches Gefühl den Tod als Sühne verlangte, so würde es ihn doch wohl nur für große Verbrechen verlangen: und solche liegen hier gewiß nicht vor. In vielen Fällen ist die Schuldfrage so verwickelt, daß moralische Mikroskopiker ihre wahre Freude daran haben können: der künstlerische Eindruck bleibt nichtsdestoweniger einfach und ungetrübt.

Andere Anhänger der Sühnetheorie entschlossen sich kurzweg, Antigone und die ähnlichen Dramen der Folgezeit für prinzipiell verfehlt zu erklären, Kunstwerke also, deren Schönheit nach allgemeinem Gefühl unverwelkt den ungeheuren Umschwung der Zeiten überdauert hat. Sollten wir nicht lieber unsere Begriffe nach den Tatsachen als diese nach unseren Begriffen modeln?

Wieder andere ergriffen den Ausweg, daß der Held nicht als Individuum für eine persönliche Schuld, wohl aber als Mitglied der menschlichen Gattung für eine Art von Ur-Schuld derselben Sühne entrichten soll. (So Schopenhauer und seine Jünger. Der Bischof Reinkens in seinem Buch über die Theorie des Aristoteles von der Tragödie deutet auf die Erbsünde). Es ist niemand benommen, durch solche Ideen, mag er sie klar oder unklar, mit Recht oder Unrecht in sich beherbergen, seinen ästhetischen Genuß zu vertiefen, wenn er sie dazu nützlich findet. Aber wir müssen daran erinnern, daß die allgemein wirksamen Momente der tragischen Lust nicht an bestimmte metaphysische oder theologische Hintergedanken geknüpft sein können. Und so wird die Sühnetheorie, sei es mit sei es ohne Erbsünde, ihren Anspruch auf eine allgemeine Erklärung der tragischen Wirkung aufgeben müssen. Selbst ein Ästhetiker wie Carrière, der beredteste Vertreter der „moralischen Weltordnung" auch in der Kunst, hat die Sühnetheorie einfach als eine Philisterei beiseitegestellt.

Ebensowenig oder noch weniger würde ich zugeben können, daß wir durch den Anblick der Gerechtigkeit auf der Bühne vom Walten der Gerechtigkeit im wirklichen Weltlauf überzeugt würden und das Trauerspiel uns auf diesem Wege ein Trost, eine Religion würde. Ein ernsthafter Mensch wird seinen Trost nicht aus Erdichtungen schöpfen. Die Kunst

kann ihm das Leben versüßen, ihn auch vielleicht bessern, aber sie kann ihm über den Gang der Dinge in der Welt keine Überzeugungen beibringen, die er nicht schon anderswoher besitzt. Sie kann sie ihm nicht einmal bestätigen. Weibisch Gesinnte, denen ausschließlich das Gefühl ihre Weltanschauung diktiert, mögen immerhin auch auf diesem Wege Stärkung suchen. Ihnen sind aber doch Schauspiele, in denen der Edle gerettet und belohnt wird, mehr zu empfehlen.

Die unleugbare und allgemein empfundene Beteiligung des Moralischen am Tragischen muß also in anderer Richtung gesucht werden. Wir brauchen zunächst nur die bereits gewonnenen Gesichtspunkte anzuwenden, um die Bedeutung moralischer Gefühle teilweise wenigstens zu begreifen. Eine Tragödie, deren Held ein ausgepichter Teufel ist, kann zwar die allgemeinsten Elemente der tragischen Lust, wie wir sie bis jetzt kennen gelernt, sämtlich erzeugen. Aber es gesellt sich so viel moralisches Mißvergnügen bei, daß der Dichter die sonstigen Personen um so besser ausstatten oder alle Kraft künstlerischer Erfindung und Formgebung aufbieten muß, um ein Gegengewicht zu schaffen. Eine Tragödie dagegen, deren Held unsere moralische Achtung gewinnt, hat schon den einen Vorteil, daß das Triebrad aller dramatischen Kunst, unser persönliches Mitfühlen, voll in Wirksamkeit tritt. Wir stehen sofort mit dem

Helden in geistigem Konnex und dadurch auch in der Mitte seiner Angelegenheiten, der ganzen Handlung. Es findet ferner das Bedürfnis großer Aufregungen durch die scharfen Konflikte der Pflichten, die ja nur für den moralischen Helden existieren, seine Rechnung. Endlich ist das moralisch Große auch im eigentlichsten Sinne erhaben. Setzt es doch, wenigstens solange von menschlicher Sittlichkeit die Rede ist, immer die Überwindung mächtiger entgegenstehender Naturtriebe, also höchst intensive Willenskraft voraus. Und besonders wird dieser Eindruck wiederum gesteigert durch die physische Vernichtung des Helden, wenn sie mit seiner sittlichen Größe in ursächlichem Zusammenhang steht. Denn für unsere innere Anschauung kehrt sich dann das Verhältnis um: der Sieger Tod wird in unserem Bewußtsein überwunden durch die Macht der sittlichen Ideen, die auf dieser düsteren Grundlage um so heller strahlen. Ein Erhabenes neuer und höherer Ordnung tritt uns vor Augen.

Insoweit also reiht sich das Moralische im Trauerspiel unter die bereits besprochenen allgemeinen Kräfte und Angriffspunkte der tragischen Wirkung, unter denen es nur dem Grad und der Wichtigkeit nach hervorragt. Aber wir müssen außerdem noch eine ganz neue Quelle von Lustgefühlen in ihm anerkennen. Es wirkt keineswegs bloß als eine Art des Erhabenen, sondern führt zugleich ein selbständiges, unter

keinen anderen Begriff zu fassendes Lustmoment mit sich. Moralische Gesinnungen gehören zu den Erscheinungen, die unmittelbar und durch sich selbst zugleich eine ästhetische Befriedigung erwecken, wo immer wir ihnen begegnen. Ihre Wahrnehmung erregt Lust, nicht nur wenn sie durch ungewöhnliche Intensität erhaben sind, sondern auch wenn sie nur als leise Regungen im Herzen eines Verstockten uns entgegentreten. Nicht einmal quantitativ ist die Lust im ersten Fall unbedingt größer. Jeder kennt die Worte der Schrift hierüber. Man muß also sagen, daß das Moralische im Trauerspiel nicht lediglich als Erhabenes, sondern außerdem auch als Moralisch-Schönes wirkt und in letzterer Hinsicht eine durchaus eigenartige, von dem Gefühl der Erhabenheit verschiedene Befriedigung erzeugt. Es scheint nicht möglich zu sein, diese zu zergliedern und näher zu beschreiben. Sie ist etwas Einfaches, das wir nur durch Erleben kennen lernen.

Diese Lust durchdringt mehr oder weniger allen höheren dramatischen, überhaupt künstlerischen Genuß, aber keinen in dem Maße wie den tragischen. Denn — wieviel Schiefes auch über die Bedeutung des Leides in der Welt gesagt ist — das Eine liegt klar, daß aus dem Leide moralische Größe hervorwächst, wenn der Keim dazu in der Seele liegt. Dies kann geschehen in kraftvoller Reaktion oder im Ertragen des Unabänderlichen. Das bloße

Ertragen kommt, als undramatisch, hier nicht in Betracht. Dagegen das Ankämpfen des moralisch angelegten Helden gegen physisches wie geistiges, von der eigenen Brust wie von fremder Übermacht drohendes Unheil berührt wohltuend. Dämonische Triebe seines eigenen Innern erscheinen nicht weniger wie äußere Bedrückung als ein schweres Verhängnis, und jeder Kampf dagegen ist des Mitgefühles sicher. Selbst wenn der Held, wie Macbeth oder Richard III., den finsteren Mächten in ihm erliegt: wir haben Strahlen der Sonne auch da gesehen, gefühlt. Dazu kommt, daß die großartigen Fähigkeiten des Intellekts und der Tatkraft, die der Dichter solchen Helden verleiht, in dem vereinzelten Strahl ethischen Fühlens wie plötzlich verklärt erscheinen.

Auch bei der Abschätzung des Einflusses moralischer Lustgefühle müssen wir übrigens nicht vergessen, daß das Trauerspiel durch schmerzliche Konflikte aller Art noch nicht hinreichend von sonstigen Dramen unterschieden ist, sondern erst durch den tödlichen Ausgang. Ist also das moralische Lustmoment für das Trauerspiel so bedeutungsvoll, so muß es wie das der Erhabenheit mit dieser Weise des Ausgangs noch besonders zusammenhängen. Eben hiervon suchte ja die Sühnetheorie Rechenschaft zu geben. An Stelle dieser unhaltbaren Erklärung wird zunächst in Betracht kommen, daß wir Lebenden uns die Stunde, in der es von allem

Irdischen Abschied nehmen heißt, zugleich als die vorzustellen pflegen, die das Gute aus den verborgensten Falten der Seele hervortreibt. In Wirklichkeit verhält es sich damit wohl auserordentlich verschieden. Aber wie der Moralist den Hinweis auf die Todesstunde mit Erfolg benützt, weil sie eben für die Vorstellung aller, die mitten im Leben sind, diese besondere Heiligkeit besitzt, so hat auch der Dichter, wenn er auf die hinreißende Gewalt moralischer Empfindungen rechnet, in der tödlichen Katastrophe ein unvergleichliches Wirkungsmittel. Wiederum brauchen wir hier nur an diejenige Tragödie zu denken, die scheinbar am wenigsten auf moralische Erquickung berechnet ist, an Richard III. In zahllosen anderen, die schon in ihrem Verlauf ein wesentlich ethisches Interesse mit dem Helden verknüpfen, erfährt dieses während der Katastrophe doch seine höchste Steigerung und Befriedigung. Unter der Fülle der Beispiele, die sich hier jedem aus der Erinnerung aufdrängen, sei nur der ergreifende Abschied der Maria Stuart genannt.

Noch in anderer Weise findet sich der Zuschauer heim Anblick von Leid und Untergang moralisch gehoben. Geradezu eine Unlustempfindung benützt der tragische Dichter als Vehikel der moralischen Lust, das Mitleid. Dieses Gefühl faßten Lessing und Schiller — vor ihnen in gleichem Sinne schon Augustinns, in etwas anderem Sinne Aristoteles —

als den Mittelpunkt der ganzen tragischen Wirkung. Unseren beiden Dichterphilosophen war das Mitleid selbst schon eine Art von Lust: „Rührung“, aus Leid und Freude gemischt. In dieser vermischten Empfindung (so hatte Moses Mendelssohn, der psychologische Gewährsmann Lessing's, das Mitleid bezeichnet) sehen sie das eigentliche Wesen der Lust am Trauerspiel.

In dieser Zuspitzung der Mitleidstheorie möchte ich nun den großen Denkern nicht beistimmen. Nicht einmal darin, daß das Mitleid als eine gemischte Empfindung aufzufassen sei. Mitleid ist ein Leid. Aber so viel ist richtig: es hat zu seiner Voraussetzung und Grundlage die Liebe, und die Liebe ist eine Lust[1]). Daher ist das Mitleid um so größer, je größer die Liebe. Aber es übt zugleich eine Art rückwirkender Kraft auf seine Grundlage, indem es die Liebe steigert. Das erfahren die Eltern, die ein krankes Kind pflegen, das erfährt der Freund, der den Freund betrauert, das erfahren wir alle, wenn uns die gute Sache, für die ein großer Mann gestorben, mag er sie auch einseitig erfaßt und

[1]) E. v. Hartmann trifft nicht das Richtige, wenn er das lustgebende Moment des Mitleids in der Freude am eignen Wohlergehen findet, das durch den Gegensatz zum fremden Schmerz uns kräftig zum Bewußtsein komme, und wenn er wegen dieses gemein-egoistischen Charakters die Mitleidsfreude aus den Quellen der tragischen Lust streicht. Das Unpsychologische seiner Erklärung liegt auf der Hand.

dadurch seinen Untergang mit herbeigeführt haben, erst recht ans Herz wächst. Nicht immer macht Leiden die Seele für Regungen andrer Art empfänglicher, oft im Gegenteil stumpf und hart. Aber das Mitleiden lenkt und konzentriert unser ganzes Bewußtsein auf das wahrhaft Liebenswerte im Menschen; und so reinigt und stärkt es die Liebe, auf die es sich gründet. Auf diesem Wege wird denn auch im Trauerspiel, zumal wenn der Held durch moralische Größe unsere Sympathie gewann, durch die Furcht für ihn und durch das Mitleid mit ihm, am meisten also im Moment des Untergangs, mit psychologischer otwendigkeit unsere Liebe zu dem in ihm erscheinenden Guten, heiße es hochherzige Aufopferung oder Überzeugungstreue oder wie immer, gesteigert. Dieses Unsterbliche ist als ein lebenskräftiger Sproß in uns eingesenkt, und das beseligende Gefühl dieser Steigerung unserer moralischen Lebenskräfte bildet den edelsten Bestandteil unter allen, die zur tragischen Stimmung sich verbinden.

So steht die Tragödie in der Tat in engerer Beziehung zum sittlichen Bewußtsein als jede andere Kunstgattung. Und nicht bloß wird sie von diesem getragen und gehoben, sondern trägt und hebt es wieder. Sie hat es in der Gewalt, edle, freie und große Sinnesart aus der Seele des Dichters in die Seele des Volkes hinüberzuleiten. Doch in diesem Punkte rühren wir schon an die Nachwirkungen der

Tragödie, die wir von der unmittelbaren Wirkung, dem tragischen Genusse selbst, zu unterscheiden nötig fanden. Ehe wir diesen Nachwirkungen Beachtung schenken, möge ein kurzer Rückblick die Hauptpunkte, in denen uns die Lösung des Trauerspiel-Problems zu liegen schien, vergegenwärtigen.

Ein erstes und noch nicht eigentlich künstlerisches Lustmoment war gegeben durch die ungewöhnliche Stärke der erzeugten Gemütsbewegungen. Sie sollen nur als Ausgangspunkte dienen für das objektive überschauende Vorstellen des künstlerisch Genießenden, wodurch sie unter den Gesichtspunkt des Erhabenen treten und das aller Erhabenheit eigene Lustgefühl erregen. Zur Erhabenheit wirken aber nicht bloß die Leidenschaften und die inneren und äußeren Begebenheiten, sondern besonders der für das Trauerspiel erforderliche tödliche Ausgang mit. Unter denselben Gesichtspunkt des Erhabenen schien uns zum Teil auch das Ethische in den Charakteren zu fallen, das wir wiederum mit dem Ausgang in bedeutsamer Weise verknüpft fanden. Aber dieses eröffnet zugleich eine neue und unabhängige Lustquelle, die mehr oder minder in aller Kunst, am reichsten sicher im Trauerspiele strömt. Die Anschauung hoher ethischer Gesinnung muß im eigentlichsten Sinne zu den Quellen der Schönheitsgefühle gerechnet werden, wenn auch die ethische Gesinnung selbst keineswegs auf ästhetisches Wohlgefallen zurückgeführt werden soll.

Wir bemerkten ferner, daß die Freude an schöner Form im Trauerspiel sich zum Gefühl des Erhabenen gesellt, und brauchen nun kaum hinzuzufügen, daß auch das Moralisch-Schöne als solches, obgleich es sich ebenso wie das Erhabene nicht im Kunstwerk allein findet, in diesem durch den Zauber der kunstreichen Darstellung an Reiz gewinnt.

Alle diese Elemente also mischen und durchdringen sich, um aus den dionysischen Aufregungen des Augenblickes im Empfänglichen zuletzt ein apollinisches Lustgefühl reiner künstlerischer Seligkeit zu gestalten. Je nach dem Vorwiegen des einen oder anderen Bestandteiles wird es bei verschiedenen und in verschiedenen Fällen immer noch eine vielfach wechselnde Beschaffenheit annehmen. Ja es kann niemals in zwei Fällen dasselbe sein. Aber diese individuellen Unterschiede entziehen sich selbstverständlich der Theorie.

Warum die frohe Jugend mit Vorliebe Tragödien verschlingt und produziert — auch dies wird uns nicht mehr seltsam erscheinen. So viel überschüssiger Kraftvorrat jeglicher Art, so viel ungestillter romantischer Tatendurst, aber auch so viel verhaltene Melancholie sucht vorübergehende Entladung. Aber nicht bloß die momentane stürmische Erregung, auch das Erhabene findet (im Zusammenhang damit) bei der Jugend besondere Würdigung. Sie hat weniger Sinn für reine Schönheit als für solche, die mit Er-

habenheit verknüpft ist, selbst wenn die Schönheit dabei etwas zu kurz kommt. Leichter erwärmt sie sich für Beethoven, leichter für Wagner als für Mozart. So auch leichter für die Räuber als für den Tasso. Auch das unbestimmt-unendliche Suchen und Ahnen des jugendlichen Geistes macht ihn dem Erhabenen zugänglicher. Während ferner für den Erwachsenen sich mit der Vorstellung des Todes doch bittere Hintergedanken verbinden und manchen, ohne daß er sich darüber Rechenschaft gibt, dem Trauerspiel weniger geneigt machen (wie denn Greise zumeist vom Tode nicht mögen reden hören), liegen solche störende Nebengedanken der Jugend fern. Sie sieht, nach Schopenhauers treffendem Ausdruck, bergaufgehend den Tod nicht, weil er am Fuße der anderen Seite des Berges liegt. Und sieht sie ihn im Bilde, so ist der Erhabenheit des Eindruckes noch nicht das Geringste von persönlicher Furcht beigemischt. Endlich ist die Jugend ein Freund der Konflikte, des rücksichtslosen Handelns nach ureigenster, wenn auch noch so unreifer Überzeugung, ein Feind des behaglichen Kleinlebens, des Konventionellen, der Kompromisse: genau wie der tragische Held, der also leichter und vollkommener ihre moralische Sympathie erringt als die der Erwachsenen, die das Leben nicht bloß häufig genug eine verwerfliche Akkommodation, sondern auch eine durch höhere Moral geforderte weitschauende Berück-

sichtigung des Gemeinwohles statt des einfachen „Mit dem Kopf durch die Wand“ gelehrt hat. Doch folgt hieraus natürlich nicht, daß der Erwachsene und zugleich ethisch Durchgebildete an Trauerspielen überhaupt weniger Gefallen finden müßte. Er wird nur eben in dieser Richtung größere Anforderungen stellen und darum in seltneren Fällen ganz befriedigt sein.

Ähnliche Motive liegen wohl auch dem Auftreten und der Pflege des Trauerspiels in der Geschichte der Völker zugrunde. Alle Kunst ist Luxuserscheinung, beruhend auf einem Überschwange geistiger, teilweise auch materieller Kräfte, der sich denn auch zunächst Überschwengliches zum Gegenstande nimmt. Aber wichtiger als solche allgemeine Motive sind die in dem besonderen augenblicklichen Kulturzustande wurzelnden Anregungen, wodurch die dichterische Einbildungskraft ebenso wie der Geschmack des Publikums bestimmt und jene Umwandlungen hervorgerufen werden, die uns so viele Stücke der Vergangenheit nur halb und nicht mit unbefangener Hingebung genießen lassen. Diese Einflüsse zu verfolgen, ist die höchst anziehende Aufgabe der historisch-konkreten Poetik, wie sie unter Hegelschen Einflüssen von Carrière angestrebt, später in beschränkteren Gebieten, aber in fruchtbarerer Weise von anderen ausgezeichneten Forschern vielfach durchgeführt ist (vgl. beispielshalber Burckhardts Betrachtungen über das Darniederliegen der Tragödie

bei dem künstlerischen Aufschwung der italienischen Renaissance). So ist auch eine Poetik der Gegenwart denkbar, die in den tiefsten Herzensbedürfnissen des modernen Menschen nachgräbt, um die Quellen zu finden, die den Strom der Dichtung auch heute zu nähren imstande sind. Es will mir scheinen, daß die dem Trauerspiel, seiner Pflege und Produktion unverkennbar entgegengebrachte Zuneigung zu den lichten Zeichen gehört, an denen man seine gute Meinung von der „bösen Zeit" und seine Hoffnung auf die Zukunft stärken kann. Aber Reflexionen solcher Art liegen außerhalb der hier gesteckten Grenzen. Wir wollten tragische Wirkungen und ihre Ursachen im allgemeinen, nach Möglichkeit absehend von den veränderlichen Zeitumständen, zergliedern[1]).

5. Nur diese Zergliederung selbst verlangt jetzt noch eine Ergänzung. Wir müssen neben den unmittelbaren Wirkungen des Trauerspiels auch die Nachwirkungen kurz ins Auge fassen. Diese

[1]) Vielfach ist behauptet worden, die historisch-konkrete Poetik (überhaupt Ästhetik) müsse die alte philosophisch-abstrakte verdrängen. Zu diesem Verdikt mag die noch immer bösartig wuchernde spekulativ-metaphysische Ästhetik, welche von der „Weltstellung" des Schönen oder vom Schönen als einem „Moment der absoluten Idee" beginnt, dann erst zur geschichtlichen Entwicklung und endlich zur psychologischen Analyse übergeht, berechtigen. Eine psychologische Ästhetik muß aber im Gegenteil aller historischen in ähnlicher Weise zugrunde liegen, wie die Physiologie einer erklärenden Geschichte der organischen Lebensformen.

haben wir vorsatzgemäß auf allen Punkten der Untersuchung abgesondert, weil ihre beständige Vermischung mit den unmittelbaren Wirkungen zum großen Teil an schiefen Theorien die Schuld trägt. Damit soll aber weder behauptet sein, daß sie für unsere Gesamtschätzung der Kunst ohne Bedeutung wären — ich wäre eher geneigt, den Wert der Kunst für unser Leben vorzugsweise danach zu bemessen —, noch auch, daß sie vollkommen scharf von den unmittelbaren Wirkungen unterschieden wären. Auch hier ist die gesonderte Betrachtung nur ein notwendiges Übel der Theorie. In Wirklichkeit reichen die Wurzeln der Gemütsverfassung, mit welcher wir das Buch zuschlagen oder das Theater verlassen, mit allen ihren Fasern in die Stunden des Genusses hinein und lassen sich nicht abschneiden. Aber viele Veränderungen treten alsbald durch den unaufhaltsamen Lauf der Gedanken in uns ein, auch wenn wir noch so gesammelt zu bleiben wünschen. Darum eben erfordern die Nachwirkungen auch eine gesonderte Nachbetrachtung.

Die Aufregungen, die uns stundenlang in Spannung erhielten, sind vorüber und machen einer wohltuenden Erleichterung Platz, vergleichbar dem Wohlbefinden nach kräftiger Bewegung. Wie es scheint, hatte Aristoteles bei seiner vielumstrittenen Lehre, daß die Tragödie „durch Furcht und Mitleid von ebensolchen Affekten reinige“, eine derartige Reaktion

im Auge. Allerdings kommt hier sogleich in Anwendung, was vorhin bemerkt wurde, daß die Nachwirkungen schon während des Stückes ihren Anfang nehmen.

Sehr verschiedenartige Affekte werden der Reihe nach aufgewühlt, und während der neue entsteht, findet der vorige seinen Ablauf, wenn er nicht etwa dem neuen als Grundlage dient. Zwischenakte, ein zeitweise ruhigerer Gang der Handlung, nebensächlichere oder scheinbar ablenkende Szenen u. dgl. sorgen für solche partielle, provisorische Ausgleichung. Aber unstreitig kommt das Gefühl wohltuender Erleichterung erst nach dem Schlusse des Stückes zur vollen Geltung. Sehr deutlich liegt dies in der Beschreibung G. Freytags, der darin wie Aristoteles die Hauptwirkung der Tragödie erblickt: „Wer je an sich selbst die Wirkungen einer Tragödie beobachtet hat, der muß mit Erstaunen bemerken, wie die Rührung und Erschütterung, welche durch die Bewegung der Charaktere verursacht wird, verbunden mit der mächtigen Spannung, welche der Zusammenhang der Handlung hervorbringt, das Nervenleben ergreifen. Weit leichter als im wirklichen Leben rollt die Träne, zuckt der Mund; dieser Schmerz ist aber zugleich mit kräftigen Wohlbehagen verbunden: während der Hörer Gedanken, Leiden und Schicksale der Helden mit einer Lebendigkeit nachempfindet, als ob sie seine eigenen wären, hat er mitten in der heftigsten

Erregung die Empfindung einer unumschränkten Freiheit, welche ihn zugleich hoch über die Ereignisse heraushebt . . . Er wird nach dem Fallen des Vorhanges trotz der starken Anstrengung, in welche er durch Stunden versetzt war, eine Steigerung seiner Lebenskraft wahrnehmen, das Auge leuchtet, der Schritt ist elastisch, jede Bewegung fest und frei. Auf die Erschütterung ist ein Gefuhl von freudiger Sicherheit gefolgt . . Diese merkwürdige Ergriffenheit von Leib und Seele, das Herausheben aus den Stimmungen des Tages, das freie Wohlgefühl nach großen Aufregungen ist genau das, was bei dem modernen Drama der Katharsis des Aristoteles entspricht. Es ist kein Zweifel, daß solche Folge szenischer Aufführungen bei den fein beanlagten Hellenen nach einer zehnstündigen Anspannung durch die stärksten Wirkungen gesteigerter und auffallender zutage kam."

Wenn die Äußerung unseres verehrten Dichters, die sogar auf die elastischen Bewegungen des Heimkehrenden Gewicht legt, den Hauptwirkungen der Tragödie gelten soll, so müßten wir sie nach allem Bisherigen höchst bedenklich finden. Aber sie schildert in interessanter Weise gewisse Nachwirkungen.

Wie die momentanen Aufregungen, so übt auch das Gefühl des Erhabenen seine Nachwirkungen, dieses nicht in Form einer Reaktion, sondern eines langsamen Überganges in mancherlei verwandte

Stimmungen. Und hier treten nun auch die allgemeinen Nachgedanken, von denen wir für die Erklärung der unmittelbaren Wirkungen des Trauerspiels absehen mußten, in ihr Recht. Auch hierzu liegen allerdings Antriebe, vielleicht selbst geringe Anfänge, bereits während der Entwicklung des Stückes vor, und wir haben in diesem Sinne gelegentlich angedeutet, daß das Erhabene den Geist auf natürliche Weise nach den dunklen Urgründen alles Seins hin zu lenken vermöge. Aber der vorwärts drängende Gang des Stückes gestattet solchen Anfängen keine Weiterentwicklung: Sie wachsen erst nachträglich in einem dazu geneigten Gemüte empor. Was dann durch das Labyrinth der Brust wandelt, entzieht sich seiner Natur nach der Beschreibung. Aber dieses im weitesten Sinne religiöse Gefühl ist das Beste von allem, was wir davontragen. Das mögen wir Tolstoi ruhig zugeben. Und es führt weiter: eine elegische Stimmung breitet sich aus oder kann wenigstens Platz greifen, veranlaßt durch das Nachbild der Katastrophe im Zusammenfluß mit dem, was wir selbst früher erlebt und über das Leben gedacht haben. „Alles, was wir schaffen und wirken, ist vergänglich und nichtig; überall steht der Tod im Hintergrunde ... Wenn wir die Beziehungen unseres Daseins bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeiten überschauen, wenn wir dessen ganze Abhängigkeit von einer unübersehlichen Verkettung

von Ursachen und Wirkungen erwägen: wie wir schwach und hilflos gegen den Andrang unermeßlicher Naturkräfte und streitender Begierden an die Küste einer unbekannten Welt hinausgeworfen werden, gleichsam bei der Geburt schon schiffbrüchig, wie jeder Augenblick im Namen der heiligsten Pflichten die Aufopferung der süßesten Neigungen von uns fordern und durch einen plötzlichen Schlag uns alles schwer Erworbene rauben kann, ... dann muß jedes nicht dem Gefühl verschlossene Gemüt von einer unaussprechlichen Wehmut befallen werden, gegen die es keine andere Schutzwehr gibt als das Bewußtsein eines über das Irdische hinausgehenden Berufes. Dies ist die tragische Stimmung."

So spricht A. W. v. Schlegel. Sein aus tiefster Empfindung geflossener und darum von krankem Pessimismus ebenso freier wie durch schmerzliche Wahrheit ergreifender Erguß müßte nur schließen: „Dies ist die Nachwirkung der tragischen Stimmung." Wie er richtig hervorhebt, ist auch dies elegische Gefühl nicht bloße Unlust. Schon indem es allgemeinen Gedanken entspringt, ist es mit dem Lustmoment vermischt, das allgemeinen Erkenntnissen jeglicher Art eignet. Nur darum ist es ja auch ein Trost, Genossen des Unglücks zu haben, die uns nichts helfen können. Je allgemeiner das Leiden, um so größer ist es, objektiv gesprochen. Aber für den, der es als allgemeines Menschenlos sich zum

Bewußtsein bringt, wird es schon durch diese Erkenntnis erträglicher, ja es kann liebenswert erscheinen. Erschaut ein solcher im Menschenlos noch allgemeinere Kräfte, erscheint ihm die unlösliche Verkettung von Schmerz und Freude, Licht und Dunkel, Freundschaft und Streit als ein Grundzug nicht bloß der Menschengeschichte, sondern der ganzen Welt, so strahlt vollends etwas von dem geheimnisvollen Glanz aller metaphysischen Erkenntnis in die Seele. Die Idee unvordenklicher Notwendigkeit des Leides, in wie verschiedener Weise man sie sich tiefer zurechtlegen möge, bereitet das Gemüt zu unbedingter Ergebung. Ferner kann es wenigstens geschehen, daß eigenes Leid in Vergleichung tritt mit dem Entsetzlichen, das wir geschaut, und daß es dann durch den Kontrast um so geringer erscheint (wovon bei der unmittelbaren Wirkung ebenfalls abgesehen werden mußte), daß auch auf diesem Wege eine förmliche Trostempfindung oder doch eine Erleichterung der allgemeinen Lebensstimmung sich einstellt. Dies besonders, wenn wir das Dargestellte als „lebenswahr" erkennen, als dem ähnlich, was tausendfach in Wirklichkeit vorkommt. Mit den wirklichen Schicksalen also vergleichen wir dann (mehr oder weniger unwillkürlich) die eigenen; die fingierten bilden nur mehr das Mittelglied der Vergleichung und einen unter den tausend möglichen zufälligen Anlässen zu tröstlicher Betrachtung. Eine

derartige Trostempfindung widerspricht darum nicht dem, was über die unmittelbaren Wirkungen des Kunstwerkes in dieser Hinsicht gesagt wurde. Sie gründet nicht im Kunstwerk als solchem, sondern in Vergleichs- und Beziehungsgedanken, die dieser und jener Hörer aus Eigenem hinzusetzen.

Unter besonderen Umständen dürfte aber selbst der abgewiesene Fontenelle nachträglich Recht erhalten, wenn er die tragische Lust auf die Erkenntnis gründet, daß ja alles doch nicht wahr sei. Wir sind gewohnt, dem Dichter innerhalb der allgemeinen Lebenswahrheit seiner Gestalten und Fügungen einige Übertreibung zuzugestehen oder doch nachzusehen (und leicht würde sich Analoges für das ganze Gebiet der Kunst nachweisen lassen). Sagen wir uns also bei den tragischsten Tragödien: Scheusale wie Jago, Erlebnisse wie die Othellos und Desdemonas sind denkbar, aber nicht oder unter unzähligen Fällen ein einzigesmal wirklich", — so liegt hierin noch nicht das schlechteste Kompliment für den Dichter und in der Tat eine gewisse Beruhigung für uns selbst, die wir aufatmend aus dem furchtbaren Abgrunde zur Oberfläche des Lebens zurückkehren. Doch ist gewiß auf dieses Lustmoment am wenigsten Nachdruck zu legen. Nur bei Ungebildeten mag es einen erheblichen Raum beanspruchen.

So mag dem Hörer und Leser einer Tragödie aus vielen, meist nur halbbewußten Gründen nach-

her das Herz schwer und leicht zugleich werden; und die innere Fluktuation zwischen diesen entgegengesetzten Polen vollzieht sich als eine starke und doch natürliche Bewegung wiederum nicht ohne Lustempfindung.

Daß auch die moralische Wärme, die aus dem Werke in uns überströmt, wenn es anders davon erfüllt ist, das Gemüt nicht mit dem Fallen des Vorhangs verläßt, bedarf nicht mehr der Ausführung. Das ist der „Dauerstern, Ewiger Liebe Kern“, der, durch große Eindrücke entzündet, das ganze Leben überglänzt. Nicht bloß die Tiefe des ursprünglichen Eindrucks, sondern auch die nachfolgende Befreiung von überstarken Affekten wirken nach, indem sie das innere Gleichgewicht, die Harmonie und Beweglichkeit des Gefühlslebens gegenüber der drückenden Last starrer, nicht zur Tätigkeit gelangender Gefühlskräfte wiederherstellen: eine nicht direkt sittliche, aber der Sittlichkeit günstige, zum Guten disponierende Seelenverfassung, die Aristoteles bei seiner „Reinigungstheorie“ doch wohl ebenfalls im Sinne hatte. Dazu tragen aber auch jene elegischen Nachgedanken bei, „gegen welche es keine andere Schutzwehr gibt als das Bewußtsein eines über das Irdische hinausgehenden Berufes“. Sie verleihen den moralischen Nachwirkungen nicht bloß Dauer, sie lenken sie auch je nach der Anschauung des einzelnen über einen solchen Beruf in bestimmtere Bahnen.

Stießen wir mit fortschreitender Zergliederung der Nachwirkungen immer mehr auf individuelle Unterschiede, so gilt dies noch besonders von dem künstlerisch-technischen Nachgenuß, der sich an die Formschönheit des Werkes knüpft. Mit rechtem Verstand genießt man ein zeitlich verlaufendes Kunstwerk eigentlich erst nachher. Dann sucht man sich — wenn überhaupt — über die Charaktere, ihre Entwicklung, die Notwendigkeit jeder einzelnen Person, jedes einzelnen Charakterzuges, jeder Szene im ganzen Stücke klar zu werden. Die Auffindung solcher künstlerisch notwendigen Bezüge ist ein wahres Nachdichten und für den denkenden Leser oder Hörer ein solches Vergnügen, daß es die übrigen Nachwirkungen mehr und mehr zu verdrängen droht, wenn er nicht dem zergliedernden Verstand Halt gebietet oder sich, nachdem dieser sein Geschäft beendet, dem vollen Eindruck in der Erinnerung nochmals hingibt. Freilich kann es dann geschehen, daß entdeckte Schwächen der Komposition den Eindruck nachträglich verringern. Bei untadligen Meisterwerken wird er aber in erhöhter Stärke wiederkehren.

Hier stehen wir indessen an der Grenze, wo Anlagen und Gewohnheiten des einzelnen und der Zeit jede allgemeinere Aussage Lügen strafen. Sie beeinflussen die Form und Stärke der Nachwirkungen in noch viel höherem Grade als die des unmittelbaren Eindruckes. Hatte im Theater die gemeinsame

Teilnahme an einer und derselben großen Sache ein geistiges Band um die Hörer geschlungen, so gehen sie heraustretend innerlich wie äußerlich ihre eigenen Wege, auch die, die mit gesammelter Seele bei dem Erlebten verweilen. Von den Träumen der Kunst gilt das Umgekehrte wie von denen des Lebens. Von diesen sagt Heraklit, der Träumende wende sich in seine eigene Welt. Der künstlerische Traum dagegen vereinigt die Individuen, solange sie ihn träumen. Nachher hat der Philister am Stammtisch bald die ganze Tragik verschmerzt. Der Theatergourmand spricht weise über die technische Wiedergabe des Stückes, das ihn als solches längst nicht mehr interessiert. Und der Philosoph denkt nach, aber auch er nicht über das Trauerspiel, sondern über — die Lust am Trauerspiel.

Solche Nachgedanken psychologisch-philosophischer Art habe ich Ihnen, verehrteste Anwesende, hier darzubieten versucht. Immer und notwendig hinterlassen aber reflektierende Zergliederungen hoher Erlebnisse ein Gefühl der Enttäuschung. „So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden“. Die Teile sind eben nicht das Ganze, auch wenn sie noch so vollständig nacheinander aufgezählt werden, und die Theorie eines künstlerischen Seelenzustandes ist nicht dieser Zustand selbst. Viele Ästhetiker halten es nun für ihre Aufgabe, Theorie und Praxis zu vereinigen und über das Schöne schön, über Poesie

poetisch zu reden. Hierzu unfähig und doch um eine günstige Nachwirkung besorgt, will ich lieber einen Dichter selbst reden lassen, der das meiste von dem, was hier prosaisch auseinandergesetzt wurde, in schönen Versen zusammenfaßt. Emanuel Geibel sagt vom Tragöden:

„Aufschließen will er euch die Brust, den Strom
Der stockenden Empfindung fluten machen,
Und durch die Schauer süßen Mitgefühls
Den sturmbedürft'gen, doch vom Lebenszwang
Beklemmten Sinn erleichternd reinigen.
Denn stumm ist oft die Freude, stummer noch,
Wie durch der Gorgo nahen Blick versteinert,
Das selbsterfahr'ne Leid. Doch wenn die Kunst
Mit priesterlicher Hand nun Lust und Trauer
In ihre reine Sphäre hebt, und mächtig
Ans Herz anklingend mit verwandtem Ton
In fremder Schickung euch die eigne zeigt:
Da jauchzt befreit empor die trunk'ne Seele,
Da löst wohltätig sich der starre Bann
Des Schmerzes und entladet sich in Tränen;
Und menschlich euch im Menschlichen erkennend,
Erheitert und erhoben kehrt ihr heim."

Leib und Seele.

Rede
zur Eröffnung des internationalen Kongresses für Psychologie
München, 4. August 1896.

Hochansehnliche Versammlung!

Mit freudiger Genugtuung begrüße ich die überallher eingetroffenen Mitglieder des dritten internationalen Psychologenkongresses, den ich hiermit zu eröffnen die Ehre habe. Da die Vorgeschichte unserer Zusammenkunft vielen Teilnehmern nicht hinreichend bekannt sein dürfte, will ich den Verhandlungen einen kurzen Rückblick auf die beiden ersten Kongresse vorausschicken, der sich von selbst auch zu einer Charakteristik der methodischen Grundsätze der neueren Psychologie gestaltet.

Der erste internationale Psychologenkongreß, der 1889 in Paris unter dem Vorsitze des Herrn Ribot tagte, trug den Titel „für physiologische Psychologie". Er verdankte sein Zustandekommen hauptsächlich der energischen Tätigkeit des Herrn Richet und dem Zusammenwirken der „psychologischen Gesellschaften", die sich in den Hauptstädten verschiedener Länder

vorwiegend zum Studium der hypnotischen Erscheinungen und der telepathischen Halluzinationen gebildet hatten. Diese Probleme standen denn auch neben der Vererbungsfrage im Vordergrunde der Verhandlungen.

Der zweite Kongreß in London 1892 trug gemäß einer schon in Paris getroffenen Bestimmung den Titel „für experimentelle Psychologie"; wobei indes, wie Herr Sidgwick, der Präsident dieses Kongresses, hervorhob, das Beiwort „experimentell" nur in dem allgemeinen Sinn einer induktiven, auf methodischer Beobachtung und Zergliederung von Tatsachen ruhenden Forschung verstanden sein sollte. Die Vorträge und Verhandlungen des zweiten Kongresses bezogen sich bereits auf einen erheblich weiteren Kreis von Gegenständen, wenn auch die Spuren des Ursprunges dieser Unternehmungen ihm noch deutlich aufgeprägt waren.

In gleicher Weise erscheint nun das Programm unseres dritten Kongresses weitergebildet, welches eine, ich möchte fast sagen beängstigende, in Wahrheit doch höchst erfreuliche Mannigfaltigkeit von Vorträgen umfaßt. Auch diesem Programm gegenüber wird man wohl nicht die Empfindung haben, daß es gleichmäßig zusammengestellt sei oder daß die Anzahl der Vorträge über die einzelnen Materien immer genau ihrer wissenschaftlichen Wichtigkeit entspräche. Aber die Zusammenstellung ist von

niemand gemacht, sondern hat sich selbst gemacht und kann insofern als ein Ausdruck der zur Zeit tatsächlich herrschenden Interessen oder wenigstens, daß ich genauer spreche, als Ausdruck der Interessen betrachtet werden, die von einem Kongreß Nahrung und Befriedigung erhoffen.

Wir haben von vornherein die Frage erwogen, wie und wo speziell gegenüber dem sogenannten Okkultismus die Grenze der zulässigen Vorträge, d. h. derjenigen, die eine fruchtbare Diskussion an dieser Stelle erhoffen lassen, zu ziehen sei. Aber unter den wirklich angemeldeten Vorträgen konnten nur die über Telepathie etwa unter diese Frage fallen: und hier schien es uns bei der anerkannten wissenschaftlichen Stellung der Vortragenden das Richtige, diese wenigen Vorträge unbedenklich aufzunehmen. Wenn ich auch sehr zweifle, ob in der Zeit, da die Physiker die Fernwirkung aus ihren Betrachtungen eliminieren, die Lehre von der psychischen Fernwirkung auf eine entgegenkommende Stimmung rechnen darf, so ziemt es doch den Anhängern der Erfahrungsphilosophie, auch hierüber nicht a priori zu urteilen und respektablen Forschern nicht durch Schweigen, sondern durch Prüfung ihrer Argumente zu begegnen.

Zugleich wurde nun auch für diesen dritten Kongreß eine Änderung des Titels vorgenommen, indem wir ihn kurz als „Kongreß für Psychologie“

bezeichneten. Die Anregung dazu kam aus dem Schoße des Lokalkomitees. Mir selbst erschien zunächst das Beiwort „experimentell“ gegenüber gewissen bloß räsonnierenden, abstrakt deduzierenden Richtungen, die in Deutschland noch nicht ganz ausgestorben sind, immerhin nützlich. Denn es ist meine Überzeugung, daß das psychologische Experiment im eigentlichen und engsten Sinne, wie es vorzugsweise in den Gebieten der Sinneswahrnehmungen und der motorischen Reaktionen bisher geübt wurde, abgesehen von den sachlichen Ergebnissen, die der Unkundige leichter überschätzt als der Kundige, einen eminenten Wert für die Schulung des psychologischen Denkens besitzt, vorausgesetzt, daß das Denken sich mit dem Handanlegen verbindet. Wer in solcher Weise auch nur an einer Frage des Sinnesgebietes die außerordentliche Verwickelung der Faktoren kennen gelernt hat, der wird sich nicht bloß in Sachen des Experimentes selbst hüten, ohne eigene genaue Kenntnis der Umstände zu urteilen, sondern der ist auch gefeit gegen übertriebene Zuversicht, gegen summarische Behandlung, gegen voreilige Verallgemeinerung auf den noch dunkleren und verwickelteren Gebieten des Seelenlebens.

Trotzdem ließ sich dem Wunsche des Komitees seine Berechtigung nicht absprechen. Wir sagten uns, daß die Unentbehrlichkeit des Experimentes nunmehr schon fast allgemein zugegeben sei, und daß

es heute ebensosehr darauf ankomme, den Schein der Einseitigkeit zu vermeiden und das Zusammenarbeiten aller Richtungen zu fördern, denen der Ausbau einer wissenschaftlichen Psychologie am Herzen liegt.

Und in der Tat, von wie vielen Seiten, auf wie verschiedenen Wegen sucht nicht unsere Zeit in das Geheimnis des Seelenlebens einzudringen! Wir sehen den Völkerkundigen und den Sprachforscher, den Juristen, Soziologen und Historiker, den Erkenntnistheoretiker, Ästhetiker, Pädagogen nicht minder am Werke wie den Anatomen, den Zoologen, Physiologen, Pathologen und Psychiater. Unter den Psychologen von Fach legt der eine mehr Gewicht auf bloße Selbstbeobachtung, der andere auf vergleichende Beobachtung der tierischen und kindlichen Entwicklung, der dritte auf das Experiment, wenn auch in Verbindung mit Selbstbeobachtung. Der eine dringt durch eine bloß beschreibende Zergliederung bis zu den feinsten Elementen vor, der andere versucht Erklärungen durch eine ingeniös erdachte physiologische oder psychologische Mechanik. Fast jeder ist geneigt, seinen Weg für den allein oder vorzugsweise fruchtbaren zu halten, bis die Durchführung ihm zeigt, daß er die anderen doch nicht entbehren kann.

Der schlichte Titel „Kongreß für Psychologie“ sollte andeuten, daß jeder willkommen ist, der

irgendwelche zur Psychologie in Beziehung stehende Tatsachen in einer für das psychologische Studium lehrreichen Weise mitteilt oder bespricht.

So ist denn wirklich unser Kongreß zugleich eine Art von Stelldichein für die Vertreter aller an die Psychologie angrenzenden Wissenschaften geworden. Wendet nun jemand ein, das sei überhaupt nicht mehr ein psychologischer, eher vielleicht ein medico-psychologischer Kongreß zu nennen, so lassen wir ihm dies Vergnügen. Die Hauptsache bleibt, daß wir möglichst viel voneinander lernen, und das wird auf solche Art eher der Fall sein, als wenn nur Psychologen von Fach hier säßen.

Eine methodische Überzeugung hält doch alle Anhänger und Freunde der neueren Psychologie zuzammen: das entscheidende Gewicht, das wir alle der Vermehrung und Verfeinerung unserer tatsächlichen Kenntnisse beilegen. Zur Verfeinerung rechne ich insbesondere die zahlenmäßige Behandlung. Wo man sich sonst mit unbestimmten Quantitätsbezeichnungen begnügte, wie etwa daß eine Eigentümlichkeit der Sinnesempfindung, eine Richtung der Ideenassoziation, des Fühlens oder Wollens „selten, häufig, gewöhnlich, fast ausnahmslos“ vorkomme, daß eine Gedächtnisleistung „mit erstaunlicher Sicherheit“ erfolge, daß ein gewisser Affekt die Pulsfrequenz steigere oder das Blut nach dem Kopfe treibe: da wollen wir nun zählen und messen, soweit es nur

immer möglich ist. Dadurch allein können die Täuschungen vermieden werden, denen die auf oberflächlichem Überblick ruhende bloße Schätzung ausgesetzt ist. Und wenn auch das Messen seine Grenzen hat, das Zählen wenigstens ist überall möglich. Jede, auch die sublimste, geistige Funktion kann der statistischen Betrachtung unterworfen werden. Daß dabei auch gelegentlich die sog. „statistische Krankheit“ auftritt, daß manche mit tadelloser Exaktheit durchgeführte Messung oder Zählung für das Verständnis der Sache gleichgültig oder von vornherein sinnlos ist, daß Kärrner und Krämer aus der Geisteswissenschaft den Geist auszutreiben scheinen, läßt sich nicht leugnen. Aber wir werden um der Schattenseiten willen den Gewinn nicht wieder fahren lassen, den das Eindringen einer im besten und gesundesten Sinne positivistischen Denkweise unserer Wissenschaft gebracht hat.

Habe ich so die allgemeinsten methodischen Grundsätze ausgesprochen, die uns trotz mancher Divergenz im einzelnen verbinden, so möchte ich nun wohl auch allgemeinsten sachlichen Überzeugungen Ausdruck geben: und auf welche andere Frage könnten sich diese beziehen, als auf das Verhältnis von Seele und Leib, von Psychischem und Physischem? Darin gipfelt doch das Bestreben jeder Epoche, daß sie zu dieser für die ganze Weltanschauung maßgebenden Frage eine befriedigendere Stellung gewinne.

Wenn wir nun alle darin einig sind, daß die Beziehung zum physischen Gebiet unser ganzes Seelenleben durchdringt, und wenn wir von Tag zu Tag in der Erkenntnis des Details dieser Beziehungen fortschreiten, so wird es doch kaum möglich sein, eine genauere Formel zu finden, in der sich unsere gemeinsamen Anschauungen über die Natur jenes Verhältnisses ausdrücken ließen; und so werde ich, indem ich die Entwicklung der Ideen in den letzten Dezennien schildere, mich der Kritik nicht enthalten und, während ich die Funktionen des Sprachrohrs versehe, einen Eigenton nicht unterdrücken können.

Der Begründer der Psychophysik, der verehrungswürdige Fechner, hat alle Kraft seines Scharfsinns, seines tiefen Gemütes und seiner glänzenden Schriftstellergabe darangesetzt, einer monistischen Auffassung zum Siege zu verhelfen, wonach geistige und körperliche Vorgänge nur zwei Seiten eines und desselben Vorganges, Leib und Seele nur die äußere und innere Erscheinungsweise eines und desselben Wesens sind. Fechner hatte diese Lehre aus der spekulativ-idealistischen Philosophie herübergenommen. Wie er selbst sagt, ist er „ursprünglich mit seiner ganzen Philosophie von Schellings Stamme gefallen". Vorher hatte bekanntlich schon Spinoza den Monismus in ähnlichem Sinne verkündet.

Leider hat aber, wie alles in der Welt, auch diese Zweiseitentheorie ihre zwei Seiten: sie ist

großartig, poetisch, verlockend — aber dunkel. Die heterogene Natur des Physischen und des Psychischen kann man nicht schärfer betonen, als es hier geschieht: die physische Seite ist ausgedehnt oder wenigstens den Gesetzen der Geometrie und der mathematischen Physik unterworfen, die geistige Seite ist unausgedehnt, nicht nach Länge, Breite und Tiefe zu messen, nicht nach Maße und Geschwindigkeit zu berechnen. Was es dabei noch heißen soll, daß das eine nur die Kehrseite oder Innenseite des anderen darstelle, hat noch niemand anders als durch Gleichnisse zu erläutern gewußt, wie Spiegelung, konkave und konvexe Krümmung einer Fläche u. dgl., Gleichnisse, die insgesamt eingentlich auf einer dualistischen Auffassung ruhen (kann doch z. B. selbst von konkav und konvex nur mit Beziehung auf zwei real verschiedene Teile des Raumes gesprochen werden, von denen aus die Fläche betrachtet wird). Auch die einheitliche Substanz, die sich in den beiden Attributen des Physischen und des Psychischen „ausdrücken" soll, ist nichts weiter als ein Wort, das nur das Bedürfnis ausdrückt, dem Dualismus zu entgehen, ohne aber die Kluft für unser Verständnis wirklich zu überbrücken.

Wir können allerdings noch in einer andern Wortbedeutung von verschiedenen „Seiten" eines an sich einheitlichen Zustandes oder Vorganges reden, wobei nicht wie bei den Ausdrücken „Kehrseite"

oder „Innen- und Außenseite“ räumliche Unterscheidungen die Grundlage bilden: wenn wir z. B. an einer Empfindung ihre Qualität und ihre Stärke oder an einer Bewegung ihre Richtung und ihre Geschwindigkeit auseinanderhalten, obschon diese sogenannten „Momente“ oder „Seiten“ nicht für sich existieren und nicht für sich vorgestellt werden können.

Wenden wir diesen Begriff auf unseren Fall an, so wären hiernach das Physische und das Psychische nur Abstraktionen, von denen jede den einheitlichen realen Vorgang nur unvollständig beschreiben würde, ebenso unvollständig, wie wenn wir eine Bewegung nur nach ihrer Richtung beschreiben.

Schon diese Konsequenz dürfte nicht der Meinung unsrer Monisten und auch nicht den Tatsachen entsprechen. Aber vor allen Dingen würde dann der Begriff in hellstem Widerspruche stehen mit der Anschauung, die dem Monisten gerade als die fundamentalste gilt: daß nämlich Körperliches und Geistiges durchaus parallel gehen. Denn Richtung und Geschwindigkeit unterscheiden wir an einer Bewegung nur darum, weil, und nur insofern als die Bewegung sich ihrer Geschwindigkeit nach verändern kann, ohne zugleich ihre Richtung zu ändern, und umgekehrt. Ebenso würden wir Qualität und Intensität an einer Sinnesempfindung nicht unterscheiden, wenn sie nicht mindestens in gewissem Grade unabhängige Veränderliche darstellten. Also gerade

das, was durch die Behauptung, es handle sich nur um verschiedene Seiten eines Vorganges, festgelegt und zum entschiedensten Ausdruck gebracht werden soll, die unverbrüchliche Parallelität der Veränderungen, gerade dies wird geleugnet, wenn wir von Seiten in solchem Sinne reden. Und doch ist es der einzige Erfahrungsbegriff, der außer der von vornherein unanwendbaren räumlichen Bedeutung hier herangezogen werden könnte, um dem bloßen Wort zu einem wirklichen Begriff zu verhelfen.

Nun kann man ja sowohl auf jene Lieblingswendungen und Gleichnisse Fechners als auf den abstrakten Ausdruck und Begriff von „zwei Seiten" überhaupt verzichten und das Geheimnis dieses Zusammenhanges als ein unauflösliches betrachten, darin aber Fechners Lehre festhalten, daß die Vorgänge auf beiden Gebieten durchgängig parallel gehen, ohne jemals aufeinander zu wirken oder zu gemeinsamer Wirkung sich zu verbinden.

Die Wechselwirkung, so hören wir, sei durch die heterogene Natur der Prozesse ausgeschlossen. Überdies zeigten die zweckmäßigen automatischen Bewegungen, daß der Organismus aus rein physischen Kräften völlig dieselben Leistungen vollbringe, wie sie den Seelentätigkeiten zugeschrieben wurden. Endlich setze das Gesetz der Erhaltung der Energie voraus, daß Bewegung immer nur Bewegung erzeuge und von Bewegung erzeugt werde.

Hiernach verläuft nun also jede der beiden Welten genau so, wie wenn die andere nicht existierte. Speziell die psychische Welt ist vollkommen einflußlos, irrelevant für den Ablauf und die Entwickelung der physischen. Die Organismen leben und handeln, die Menschen gründen Staaten, schreiben Gedichte, halten sogar Psychologenkongresse, getrieben durch physische Kräfte, genau so als ob gar kein Denken, Fühlen und Wollen existierte.

Daß dies die strenge Konsequenz ist, unterliegt keinem Zweifel; sind wir doch angewiesen worden, den Fall der ohne Bewußtsein automatisch erfolgenden Bewegungen verallgemeinert zu denken. Wir begegnen denn auch analogen Ausführungen auf Schritt und Tritt. Wer die Konsequenz nicht einräumt, steht bereits auf einem vermittelnden Standpunkt, wie wir einen solchen nachher zu kennzeichnen suchen.

Des Näheren haben sich zwei Formen der Parallelitätslehre ausgebildet. Nach der einen hängt nur das Physische kausal unter sich zusammen, während die psychische Reihe in sich selbst keine Kausalität besitzt, so wenig wie die Schatten- und Spiegelbilder aufeinanderwirken. Und da nur das Wirkende den Namen des Wirklichen verdient, so ist nach dieser Auffassung, mit den Worten eines ihrer Vertreter zu sprechen, „das Bewußtsein an sich eigentlich gar nichts“. Nach der anderen Anschauung bildet auch das Psychische eine ununterbrochen

kausal zusammenhängende Entwickelungsreihe; wobei also auch die Sinnesempfindungen aus vorherigen psychischen Zuständen entstehen und die auf äußere Handlungen bezüglichen Willensakte statt der äußeren vielmehr innere Wirkungen haben müssen, überhaupt die Kette des psychischen Lebens von jedem Punkt aus rückwärts und vorwärts lückenlos ins Unendliche verlängert gedacht werden muß.

Ich will nicht auf die Schwierigkeiten eingehen, worein jede dieser beiden Formen besonders verwickelt. Nicht auf das wunderliche Unternehmen der Schattentheorie, Kausalität gerade dem Gebiet abzustreiten, aus dessen Erscheinungen allein wir den Begriff der Kausalität schöpfen, und sie ausschließlich dem Gebiete zuzuerkennen, in welchem Kausalität niemals wahrgenommen, überall nur angenommen werden kann. Nicht auf die große Selbsttäuschung der Panpsychisten, als ob das Rätsel des Zusammenhanges von Physischem mit Psychischem durch Ausdehnung auf die ganze Welt geringer würde, und als ob die Worte Empfindung und Wille, angewandt auf das angebliche, gänzlich unbewußte Seelenleben der unorganischen Materie, noch irgend einen Sinn besäßen. Nicht auf die mißliche Frage, was denn nun eigentlich die Wirkung des Willenentschlusses zur Körperbewegung ist, wenn nicht die Bewegung, und was denn eigentlich die Ursache der Empfindung ist, wenn nicht die

Nervenreizung. Nicht auf das Scheitern aller bisherigen Versuche, auch nur rein hypothetisch die physischen Parallelvorgänge zu intellektuellen Vorgängen in einer glaubhaften und nicht sofort den psychischen Tatbeständen widersprechenden Weise zu konstruieren.

Aber ich kann in der Parallelitätslehre überhaupt statt des gepriesenen Monismus nur einen Dualismus finden, wie er krasser noch niemals aufgetreten ist. Die Ungleichartigkeit der Gebiete ist beibehalten, die Wechselwirkung geleugnet, von der einheitlichen Substanz, die ohnedies nur ein Scheinbehelf war, ist nicht mehr die Rede, und so erscheint auch das Parallellaufen der zwei Welten unfaßlicher als selbst nach der verrufenen Lehre der Geulincx und Malebranche. Wenngleich man nun mit einem Schlagwort wie „Dualismus" niemals eine Theorie erschlagen kann, so darf man es doch denen zurückgeben, die es in verkehrter und ungerechter Weise als Waffe gebrauchen. Eben dies letztere aber scheint mir von seiten so vieler zu geschehen, die sich mit Emphase „Monisten" nennen.

Zur Sache selbst müssen wir uns die Frage vorlegen, ob nicht die Konsequenz der Naturforschung, insbesondere der Entwicklungslehre, selbst wenn wir die Philosophie beiseite lassen, dahin drängt, die Welt in allen ihren Teilen als ein kausal zusammenhängendes Ganzes aufzufassen, worin jedes Wirkliche

seine Arbeit leistet, keines von der allgemeinen Wechselwirkung ausgeschlossen ist; und — wenn dies jeder bejahen wird — die andere Frage, ob die Gründe, nach denen die gesamte Welt des Psychischen von der Wirklichkeit in diesem Sinne oder von der allgemeinen Wechselwirkung ausgeschlossen sein soll, so zwingend sind, wie sie vielen erscheinen.

Die Ungleichartigkeit wird nach den Untersuchungen Humes kein Einsichtiger mehr als ernsthaftes Argument gelten lassen. Ursache und Wirkung brauchen nicht gleichartig zu sein. Nur die Erfahrung kann lehren, was als Ursache und Wirkung zueinander gehört. Am wenigsten sollte der die Wechselwirkung des Heterogenen beanstanden, der seine substantielle Einheit lehrt: denn die substantielle Verbindung der beiden Welten soll doch eine noch innigere sein als die bloß kausale.

Die automatischen Bewegungen beweisen nur, was wir auch sonst wissen, daß der nämliche Effekt aus verschiedenen Kombinationen von Bedingungen hervorgehen kann. Die Bedingungen müssen doch auch in Konsequenz der Parallelitätslehre verschiedene sein für die mit und ohne Bewußtsein vollzogenen Bewegungen. Die zentralen Vorgänge müssen hiernach irgend eine Verschiedenheit besitzen, die dem Mangel und dem Vorhandensein des Bewußtseins entspricht. Nun steht es uns aber auch frei, den Unterschied der Fälle darin zu finden, daß

das Bewußtsein in einem Fall eben selbst mit zu den Bedingungen gehört, im andern Fall aber nicht. Die automatischen Bewegungen bringen also nicht im geringsten eine Entscheidung zwischen beiden Auffassungsweisen.

Was endlich die Erhaltung der Energie betrifft, so scheinen mir vorläufig zwei Wege gangbar, um dem Postulat einer allgemeinen Wechselwirkung gerecht zu werden.

Zunächst lehrt schon der Unterschied der potentiellen von der kinetischen Energie, daß Bewegung nicht notwendig in Form von Bewegung erhalten bleibt. Aber auch abgesehen davon ist die Gültigkeit des Gesetzes unabhängig von der anschaulichen Vorstellung, daß alle Naturprozesse in Bewegungen bestehen. Ohne jede hypothetische Zutat ausgesprochen, ist es vielmehr ein Gesetz der Transformation: wenn kinetische Energie (lebendige Kraft sichtbarer Bewegung) in andere Kraftformen umgewandelt und diese schließlich in kinetische Energie zurückverwandelt werden, so kommt der nämliche Betrag zum Vorschein, der ausgegeben wurde. Worin diese anderen Energieformen bestehen, darüber sagt das Gesetz nicht das Mindeste. Und so ließe sich, wie ich meine, das Psychische ganz wohl als eine Anhäufung von Energien eigener Art ansehen, die ihr genaues mechanisches Äquivalent hätten. Gewisse psychische Funktionen wür-

den mit einem fortwährenden Verbrauch, andere mit einer ebenso fortgehenden Erzeugung physischer Energie verknüpft sein. In der näheren Fassung der Gehirnprozesse, die als unmittelbare Ursache oder Wirkung bestimmter Seelentätigkeiten anzusehen wären, würden sich allerdings einige ungewohnte Vorstellungen bei der weiteren Verfolgung dieser Sätze ergeben; aber hier ist ja überhaupt noch alles im Fluß.

Es wäre also, soviel ich sehen kann, eine psychophysische Mechanik wohl denkbar (und ihre hypothetische Konstruktion mindestens so genußreich wie analoge Versuche von anderen Standpunkten), die die geistigen Vorgänge in den allgemeinen gesetzlichen Kausalzusammenhang einfügte und dadurch erst eine im wahren Sinne monistische Anschauung begründete. Denn nicht so sehr die Gleichartigkeit der Elemente oder der Prozesse, als die Allgemeinheit des Kausalzusammenhangs und die Einheitlichkeit der letzten und höchsten Gesetze ist es, die wir von einem einheitlichen Weltganzen verlangen müssen.

Zugleich hat diese Auffassung den Vorteil, daß sie das Verhältnis, das dem parallelistischen Monismus ein durchaus undefinierbares bleibt, unter den allgemeinen Kausalbegriff subsumiert und dadurch dem Bedürfnis des Begreifens und der Ökonomie des Denkens in höherem Maße entgegenkommt. Auch die den neueren Physikern nicht mehr fremde,

den Philosophen schon länger vertraute Erkenntnis, daß wir es in den Atomen und ihren Bewegungen, wie sie der mechanischen Physik zur Ableitung ihrer Formeln dienen, doch nur mit Symbolen zu tun haben, und daß die abstrakten mathematischen Formeln selbst, die den knappsten Ausdruck der Tatsachen bilden, über die qualitative Natur der physischen Prozesse gar nichts aussagen, mag dieser Ansicht von der Sache wesentlich zu Hilfe kommen.

Indessen steht denen, die sich nicht damit befreunden können, noch ein anderer Weg offen, um das Physische ohne Verletzung des Energiegesetzes in den allgemeinen Kausalzusammenhang einzufügen. Die psychischen Zustände könnten in der Weise Wirkungen und Ursachen physischer Vorgänge sein, daß keinerlei, auch nur vorübergehende, Verminderung und Vermehrung physischer Energie mit dieser Wechselwirkung verknüpft wäre. Wir würden sagen: ein bestimmter Nervenprozeß in bestimmter Gegend der Gehirnrinde ist die regelmäßige Vorbedingung für das Zustandekommen einer bestimmten Empfindung; diese geht als notwendige Folge neben den physischen Wirkungen aus ihm hervor (soviel zum Unterschiede von der Parallelitätstheorie). Aber dieser Teil der Folgen absorbiert keine physische Energie und kann in seinem Verhältnis zu den Bedingungen nicht durch mathematische Begriffe und Gesetze ausgedrückt werden. Desgleichen

kommt ein bestimmter Prozeß in den motorischen Zentren der Rinde zustande nicht durch bloß physiologische Bedingungen, sondern stets nur unter Mitwirkung eines bestimmten psychischen Zustandes (Affektes, Willens), ohne daß doch das Quantum physischer Energie durch diesen beeinflußt wird.

Hierdurch würde eine Annäherung an die Parallelitätslehre erzielt, und es dürfte sogar mancher Parallelist eine derartige Auffassung als die seinige (freilich inkonsequenterweise) in Anspruch nehmen. Weitere Erwägungen, die auf eine Untersuchung des Kausalbegriffes führen würden, können hier unterbleiben, da es mir nur auf die Andeutung der Wege ankam, die sich zunächst darbieten, wenn man die absolute gegenseitige Einflußlosigkeit beider Gebiete unannehmbar findet.

Dagegen möchte ich eine Wendung der ganzen Frage noch berühren, die viel radikaler mit den Schwierigkeiten aufzuräumen versucht, indem sie die Scheidung beider Gebiete von vornherein als einen Fehlgriff bezeichnet. Die physische Welt sei ja, so wird dabei argumentiert, selbst nur eine Summe von sinnlichen Erscheinungen, ebenso wie andererseits das geistige Leben nur aus sinnlichen Erscheinungen bestehe; somit könne von einer Ungleichartigkeit nicht die Rede sein, die „Elemente“ seien überall dieselben, und das ganze Problem verschwinde. So insbesondere Mach in seiner viel-

gelesenen Schrift über die Analyse der Empfindungen.

Fast könnte man die Anhänger dieser Lehre um die Höhe des erkenntnistheoretischen und psychologischen Standpunktes, den sie so kurzen Weges erreicht zu haben glauben, beneiden. Aber die beiden Sätze, worauf sie sich stützen, haben selbst keine Stütze in den Tatsachen. Das, woran sich die gesetzlichen Beziehungen finden, die den Gegenstand und das Ziel der Naturforschung bilden, sind nie und nimmer die sinnlichen Erscheinungen. Zwischen diesen, wie sie jedem das eigene Bewußtsein darbietet, besteht nicht die regelmäßige Folge und Koexistenz, die der Naturforscher in seinen Gesetzen behauptet. Sie besteht lediglich innerhalb der Vorgänge, die wir als jenseits der sinnlichen Erscheinungen, als unabhängig vom Bewußtsein sich vollziehende statuieren, und die wir statuieren müssen, wenn von Gesetzlichkeit überhaupt die Rede sein soll. Mögen wir auch dieses Wirkliche in sich selbst gar nicht und seine Beziehungen nur in der ganz abstrakten Form von Gleichungen erkennen mag selbst die Raumanschauung, in der wir uns die Beziehungen zu versinnlichen pflegen, ein entbehrliches Symbol sein: diese gesetzlichen Beziehungen und das darin Stehende bilden die „physische Welt“ der Wissenschaft, während die sinnlichen Erscheinungen, aus denen die physische Welt des

gemeinen Bewußtseins sich aufbaut, lediglich die Bedeutung von Ausgangspunkten für die Erforschung jener rein mathematischen, ich möchte sagen algebraischen, Welt haben. Es wird mir schwer, einem Kenner der Wissenschaftsgeschichte wie Mach gegenüber auszusprechen, er habe die wahre Tendenz physikalischer Untersuchungen verkannt, ja auf den Kopf gestellt. Aber die größte persönliche und wissenschaftliche Verehrung kann Überzeugungen nicht ändern.

Daß aber zweitens die psychische Welt, die wir im Denken, Fühlen, Wollen erleben, durchgängig in Sinneserscheinungen auflösbar sei, dafür liefert die Geschichte der Psychologie bisher keine Gewähr. Im Gegenteil: alle Versuche seit den Tagen Condillacs, eine solche Analyse wirklich durchzuführen, sind mißlungen. Beweist dies nicht ohne weiteres die Unmöglichkeit für alle Zukunft, so wird man doch zugeben müssen, daß noch weniger die dogmatische Zuversicht gerechtfertigt erscheint, mit welcher die Behauptung der Analysierbarkeit gleich einem logischen Axiom, das gar keines Beweises bedürfte, an die Spitze gestellt wird.

So löst sich, wenn ich recht sehe, auch dieser sensualistische Monismus in nichts auf. Der wirkliche Gang der Wissenschaft hat seine Behauptungen für die physische Welt sicher widerlegt, für die psychische nicht im geringsten bestätigt.

Endlich scheint mir auch der sogenannte idealistische, besser psychistische Monismus, der sich gleichfalls als eine Überwindung oder höhere Fassung der alten Parallelitätslehre gibt, in Wahrheit nicht über die Schwierigkeiten hinauszuführen, sondern nur darüber hinwegzutäuschen. Er meint die Lösung darin zu finden, daß die körperliche Welt, die mit der geistigen parallel läuft, nicht körperlich, sondern selbst geistig sei, daß also Ausdehnung und alle sonstigen Eigenschaften, die dem gewöhnlichen Mann für Körperlichkeit charakteristich scheinen, nur Erscheinungen seien. Alles Wirkliche sei psychisch und in letzter Instanz Wille. Von der parallelistischen Form des Panpsychismus unterscheidet sich diese Anschauung dadurch, daß jene neben und in einer realen physischen Welt eine allverbreitete psychische Welt (sei es als real, sei es als bloße Erscheinung) statuiert, während die jetzt gemeinte Form des Panpsychismus die Realität der physischen Welt aufhebt und die der psychischen allein gelten läßt.

Nun sollte man denken: da, wo Kausalität ist, ist auch Realität; und solange wir nicht imstande sind, das Fallgesetz als Gesetz von Willenstätigkeiten zu verstehen und an beobachtbaren Willenstätigkeiten zu verifizieren, solange muß es eben als Gesetz einer nichtpsychischen Realität angesehen werden. Aber lassen wir diese Bedenken. Was ist denn eigentlich für die Beseitigung des bösen Dualismus ge-

wonnen, wenn man die physischen Dinge als bloße Erscheinungen definiert? Kann man das Körperliche dadurch überhaupt wegdekretieren? Sind Erscheinungen ein absolutes Nichts, sind Ausdehnung, Gestalt, Farbe nun wirklich ganz aus der Welt verschwunden? Wenn nicht, wo bleibt der Monismus? Und wird nicht auch gerade die Verschiedenheit und der Gegensatz, indem man sie als Erscheinungen mit dem Wesen kontrastiert, erst recht betont? Und sind wir uns, aufrichtig gesprochen, über das Verhältnis jetzt klarer wie vorher? Warum muß denn das Wesen überhaupt erscheinen und so verschieden von sich selbst erscheinen?

Mir wenigstens bleibt es umfaßbar, wie geistreiche Männer auch nur einen Augenblick sich darüber täuschen können, daß mit solchen Redewendungen das Problem, das man damit wegzuschaffen meint, erst anfängt, und daß sie, selbst als Redewendungen betrachtet, einen Rückschritt gegen die fruchtbaren Fragestellungen bedeuten, zu denen wir in dieser Angelegenheit von anderen Standpunkten aus bereits geführt sind: weil sie eben verleiten, sich bei der bequemen Distinktion „Wesen — Erscheinung" zu beruhigen und das Verhältnis der beiden zueinander als etwas Bekanntes, durch sich Klares, keiner Erörterung Bedürftiges hinzunehmen.

Soviel also meine ich hiernach sagen zu dürfen: daß durch diese anscheinend radikalen Heilungs-

methoden der Dualismus nicht wirklich überwunden wird, sondern bestenfalls nur die Stelle wechselt; daß aber vollends alle Lehren, die in dem bloßen Parallellaufen das ganze Wort des Rätsels finden, aus ähnlichen Gründen aufgegeben oder umgebildet werden müssen, wie seinerzeit die platonische Ideen- und Zahlenlehre, mit der sie eine unbeabsichtigte aber sehr überraschende Ähnlichkeit besitzen. Auch diese mußte sich sagen lassen, daß sie die Welt unnötig verdopple, daß die Verhältnisse der Einzeldinge sich in den Ideen doch nur wiederholen, daß die Ideen keine wirkende Kraft enthalten, daß die Reden von Schatten- und Spiegelbildern leere Worte seien, und daß die Welt durch das bloße Nebeneinanderbestehen zweier Welten zusammenhanglos werde wie eine schlechte Tragödie. Der Unterschied ist nur, daß Aristoteles die platonischen Ideen einfach wieder streichen konnte, während die geistigen Prozesse sich nicht streichen lassen und darum als Glieder der einen, gemeinschaftlichen, in durchgängiger Wechselwirkung stehenden Welt mitgezählt werden müssen*).

---

*) Einen „heuristischen“ Wert kann man dem Parallelprinzip natürlich zugestehen, wie denn selbst offenbare Fiktionen heuristisch eine Zeit lang nützen können. Aber es pflegt mit größeren Ansprüchen aufzutreten und ist andererseits in seinen heuristischen Dienstleistungen nicht an die augenblicklich beliebte Form gebunden, welche Kausalbeziehungen ausdrücklich ausschließt.

Wir werden also auch künftig unsere Sinnesempfindungen als Wirkungen der Außenwelt und unseren Willen als Ursache unserer Handlungen bezeichnen, ohne diese dem gewöhnlichen Bewußtsein sich aufdrängende Ausdrucksweise als eine bloße Redefigur ansehen zu müssen. Ich betone dies auch für die Pädagogen und Juristen unter uns. Es erscheint mir als eine unnötige Überstürzung, wenn selbst einzelne Vertreter der Jurisprudenz, die philosophischen Einflüssen nicht immer so bereitwillig entgegenkommt, von der Tagesströmung erfaßt, angefangen haben, die Kausalität des Willens in bezug auf die Handlungen zu leugnen und Bewegungen nur aus Bewegungen herzuleiten. Damit will ich die Parallelitätslehre keineswegs moralisch oder politisch verdächtigen, sondern nur raten, nicht auf Grund einer

---

In der Stellungnahme gegen die Parallelitäts- und für die Kausalitätstheorie treffe ich mit Sigwart zusammen, wenngleich im einzelnen die Wege auseinander gehen.

Auch W. James ist bekanntlich gegen die „Automaton-Theory" aufgetreten. Seine auf die Entwicklungslehre gegründeten Argumente für die Kausalität des Psychischen verdienen Beachtung. Es scheint mir überhaupt ein fruchtbarer Gedanke, daß die psychischen Funktionen ursprünglich nur Reguliervorrichtungen für den Organismus waren, wenn auch ihre gegenwärtige Bedeutung für die höheren Organismen nicht mehr darin aufgeht. Ich würde auch in der Annahme keine ernstliche Schwierigkeit finden, daß psychisches Leben (Seele) durch organische Prozesse (organische Materie) in bestimmten Stadien ihrer Entwicklung erzeugt wurde und noch jetzt bei der Entwicklung jedes Individuums erzeugt wird.

unbewiesenen Voraussetzung die weittragendsten Folgerungen zu ziehen.

Die Möglichkeit freilich bleibt immer im Auge zu behalten, daß der Kausalbegriff, der ja schon verschiedene Interpretationen oder Umformungen erfahren hat, in seiner gegenwärtigen Fassung sich später wirklich als ungenügend erweisen könnte, um die psychophysischen Tatsachen vollständig und widerspruchslos zu beschreiben. Ich denke hierbei nicht an die Verurteilung des Kausalbegriffes überhaupt durch Naturforscher, die alles Reden von Kraft und Ursache als Fetischismus verdammen und den mathematischen Funktionsbegriff an die Stelle setzen wollen. Sie haben rohe Kausalitätsvorstellungen im Auge statt der hochgesteigerten Abstraktionen, wie sie besonders von Lotze in scharfer Gedankenarbeit entwickelt wurden. Sie schütten das Kind mit dem Bade aus. Der Kausalbegriff, dessen der Physiker bedarf, deckt sich schon darum nicht mit dem bloßen Funktionsbegriff, weil dieser nichts von Zeitfolge und Veränderung enthält. Aber der Kausalbegriff in dieser Form gehört andererseits auch nicht zu den gänzlich einfachen Stammbegriffen unseres Verstandes und ist daher der Umbildung in der Weise fähig, daß Merkmale, die für ein Gebiet zutreffen, für ein anderes als unzutreffend befunden werden können. Und so könnte es geschehen, daß er eines Tages für die psychophysischen Bedürfnisse

irgendwie modifiziert werden müßte. Aber auch dann würden wir nicht zur bloßen Parallelitätslehre zurückkehren, sondern von dem gegenwärtigen Kausalbegriffe zu höheren Abstraktionen zu gelangen suchen, in ähnlicher Weise etwa, wie die Mathematiker den Begriff des Raumes zu dem einer sog. Mannigfaltigkeit erweitert haben. Vorläufig indessen tut auch der gegenwärtige abgeklärte Kausalbegriff, soviel ich sehe, noch seine Dienste.

Selbst der Dualismus in der Beschaffenheit des Wirklichen, über den wir nach dem Vorangehenden nicht hinauskommen, der an irgend einer Stelle, in irgend einer Form stets wiederkehrt, ließe sich, wenn man kühne Träume nähren will, dadurch überwunden denken, daß wir außer den beiden uns allein gegebenen Realitätsformen unzählige annehmen, sei es gleichzeitig existierend, sei's in zeitlicher Entwicklung auseinander hervorgehend, wie ja schon die geistige aus der physischen hervorgegangen sein mag. Bereits Spinoza dachte sich die beiden „Attribute" nicht als die einzigen, sondern nur als die unserer Erkenntnis zugänglichen unter den unendlich vielen Attributen, die das Wesen Gottes oder der Welt ausmachen. Im übrigen darf uns, wenn man vor so hochgehenden metaphysischen Spekulationen zurückscheut, der bloße Name Dualismus nicht zu sehr stören. Vielen scheint er wie das ärgste Schimpfwort zu klingen, das sie in keinem

Fall auf sich sitzen lassen möchten; die jammervollste Konfusion ist ihnen lieber als ein Dualismus. Ich kann darin nichts so Fürchterliches finden, solange nur die Einheit des Zusammenwirkens und der obersten Gesetze gewahrt bleibt.

Ich muß darauf verzichten, in dieser Stunde über die allgemeinsten Betrachtungen hinauszugehen, zu denen der augenblickliche Stand einer seit Jahrtausenden verhandelten Frage drängt. Auch der Kongreß selbst wird uns hierin vermutlich nicht weiter bringen, da über derartige Gegenstände jeder in einsamer konzentrierter Denkarbeit mit sich zu Rate gehen muß. Immerhin schien mir ein einleitendes Wort, mag es auch den Stempel individuellen Dafürhaltens tragen, sich eher auf diese im Zentrum all' unsrer Bestrebungen stehende Frage beziehen zu müssen als auf irgend welche Einzelheiten.

Und daß wir doch auch hierin vorwärts kommen, darf bei solcher Gelegenheit, übertriebener Resignation gegenüber, wohl hervorgehoben werden. Die Untersuchungen über Leib und Seele haben seit den Zeiten von Descartes und Spinoza außerordentlich an Präzision gewonnen. Die philosophische Analyse des Substanz- und des Kausalbegriffes, die Entdeckung des Energiegesetzes, die Entstehung der Psychophysik, das siegreiche Durchdringen der Entwicklungslehre, die Fortschritte der Anatomie und Physiologie der Zentralorgane, speziell die Unter-

suchungen über die Lokalisation der geistigen Tätigkeiten: alles hat beigetragen, die eine in Bausch und Bogen gestellte Frage in viele schärfer gefaßte zu zerlegen. Unsere Aufgabe wird es jetzt sein, jeden Ansatz zu dogmatischer Erstarrung auch in diesen Dingen fernzuhalten, und nicht, wie der gemeine Mann, über das Schwerste am leichtesten und zuversichtlichsten abzusprechen. Auch die Begriffe unterliegen einer Entwicklung, einer fortschreitenden Anpassung an die genauere Kenntnis der Tatsachen. Auch mit den Begriffen gilt es zu experimentieren, bald diesen bald jenen an die Erscheinungen zu halten. Und nachdem wir uns gewöhnt haben, mit Apparaten den Seelenerscheinungen zu nahen, wollen wir nicht versäumen, gleichermaßen den logischen Apparat weiterzubilden, daß er die wachsende Summe der Tatsachen immer klarer und konsequenter durchdringe.

So eröffne ich die Arbeiten dieses Kongresses, in der Hoffnung und Überzeugung, daß der persönliche Verkehr seine unvergleichlich anregende Kraft auch diesmal bewähre, daß bedeutsames Material, fruchtbare Gesichtspunkte zur Kenntnis gebracht, daß manche sachliche Verständigung vorbereitet, manch unnötig verschärfter Gegensatz gemildert und allenthalben das Gefühl des Zusammenwirkens unter den Forschern gestärkt werde.

Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie.

Festrede am Stiftungstage der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen

Berlin, 2. Dezember 1899.

Hochansehnliche Festversammlung!

In den ersten Zeiten der alten „Pepiniere“ wurden den Zöglingen als philosophische Wissenschaften Moral und Logik vorgetragen. Der Lehrer dieser Wissenschaften, Professor Kiesewetter, ein treuer Kantianer, scheint es verstanden zu haben, die harten Nüsse der formalen Denkregeln und des kategorischen Imperativs den Hörern mundgerecht zu machen*). Trotzdem ist im Stundenplan der neugeformten „Medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär“ vom Jahr 1811 die Moral aus unbekannten Gründen bereits verschwunden. Später folgte ihr auch die Logik. Doch an ihre Stelle trat,

*) Vgl die Festschrift des Stabsarztes Dr. Schickert „Die militärärztlichen Bildungsanstalten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart“ 1895, S. 38—39.

von der Zeitströmung begünstigt, die Psychologie, als deren jetziger Vertreter an der „Kaiser Wilhelms-Akademie“ ich heute die Ehre habe zu Ihnen zu sprechen.

Auch die Psychologie, meine Herren, ist so wenig wie ihre Vorgängerinnen im Stundenplan eine medizinische Wissenschaft, und sie gehört nicht in den Rahmen Ihrer Fakultät. Aber sie ist allerdings in noch höherem Grad als die Logik, von welcher dies unser allverehrter Virchow kürzlich mit dankenswertem Nachdrucke betont hat, eine für die medizinische Bildung nützliche Hilfswissenschaft. Gäbe es auch keine Geisteskrankheiten und keine Psychiatrie, deren volles Verständnis die Analyse des normalen Seelenlebens voraussetzt: dieses selbst, der Durchschnittsmensch mit seinen Einbildungen und Vorurteilen, mit seinen Hoffnungen und Ängsten, wird für den einsichtigen Arzt so oft Gegenstand des Nachdenkens und der Einwirkung, daß es nicht des übertriebenen Lobpreises psychischer Heilmethoden in alter und neuer Zeit bedarf, um doch den Wert einer tieferen Erkenntnis des Seelenlebens für den Arzt vollauf zu würdigen.

Dennoch, Verehrteste, gedenke ich Sie heute nicht in irgend eine der werktäglichen Spezialuntersuchungen einzuführen, wie sie jetzt einen so breiten Raum auch in dieser Wissenschaft einnehmen; sondern ich will, eingedenk, daß die Psychologie in

Ihrem Kreise von Anfang an als eine philosophische Wissenschaft verstanden und begehrt worden ist, nach Philosophenart in die Höhe steigen, um aus der Vogelperspektive Umschau zu halten über den Siegeszug einer Idee, welche Naturforschung und Philosophie gemeinschaftlich im scheidenden Jahrhundert umgestaltet hat. Ich will den Einfluß des Entwickelungsgedankens auf die neuere Philosophie, die dadurch bewirkte Wendung, Vertiefung und Erweiterung der Betrachtungen auf allen Gebieten des philosophischen Denkens in kurzen Zügen zu schildern versuchen.

Eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise ist in der Philosophie nicht zuerst von den Naturwissenschaften, sondern von den konkreten Geisteswissenschaften her eingedrungen. Hier ist sie bekanntlich schon sehr lange heimisch. Ein zeitliches Werden von Staat, Recht, Sprache, Sitte, Kunst war angesichts der primitiven Lebensformen barbarischer Völker schon dem Altertum kein fremder Gedanke, von Lukrez sogar in einer recht modern anmutenden Weise im einzelnen ausgemalt. Seit dem Zeitalter der geographischen Entdeckungen wurde durch das wachsende Material der Völkerkunde die entwicklungsgeschichtliche Auffassung sozialer Erscheinungen immer mehr Gemeingut. Herder wußte in seinen „Ideen“ auch die physischen Lebensbedingungen der Menschen in einer

bewunderungswürdigen Weise zur Erklärung heranzuziehen. Die deutschen Meister der konkreten Geisteswissenschaften, die W. v. Humboldt, Savigny, J. Grimm, drängten durch die Fülle der auf historischem Wege gewonnenen Einsichten die abstrakt-rationalistische Behandlung stark in den Hintergrund. Gegen seinen Willen hat auch Hegel dazu beigetragen. Er teilte die Überzeugung von den „ewigen ehernen Gesetzen, nach denen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden“. Aber er glaubte diese Entwicklungsgesetze a priori der Wirklichkeit vorschreiben zu können. Das Unternehmen scheiterte — und brachte so der rein historisch-empirischen Ansicht neue Verstärkung.

Es kam nun dahin, daß manche, besiegt von der verwirrenden Mannigfaltigkeit der ethnologischen und geschichtlichen Verschiedenheiten, geradezu die Ästhetik für bloße Kunstgeschichte, die Rechtsphilosophie für bloße Rechtsgeschichte, die Ethik für bloße Sittengeschichte erklärten. „Diese Wissenschaften“, sagte man, „normieren nichts, sie konstatieren bloß. Die Ethik gibt nur Aufschluß, wie gewisse Handlungen mit gewissen Lebenszwecken zusammenhängen; die Lebenszwecke selbst kann sie weder beweisen noch widerlegen. Sie muß zu den gegebenen Wertschätzungen ihr Ja und Amen sagen. Wenn einzelne, wie Nietzsche, eine völlige Umkehrung aller Werte befürworten, so hat es keinen Sinn, dagegen

zu streiten." Auch die Pädagogik sagt nach dieser Tatsachen-Philosophie nicht mehr: „Erzieht eure Kinder zu so und so beschaffenen Menschen", sondern sie beantwortet die rein theoretische Frage: „Wenn man Kinder zu solchen Menschen erziehen will, wie ihr sie euch nun einmal denkt, welche Kausalprozesse führen zu diesem Erfolg?"

So wäre denn der ehrwürdige kategorische Imperativ zu einem ganz und gar hypothetischen geworden.

Ob aber die extremen Fürsprecher historischer Auffassungsweise nicht doch übers Ziel hinausschießen? Ob sie nicht, sich selbst mißverstehend, einem Skeptizismus das Wort reden, der mit der tatsächlichen Wirklichkeit noch weniger stimmt als die alte Vorstellung ewig unwandelbarer und allgemein gültiger Normen? Wir selbst haben heute nicht Untersuchungen zu führen, sondern Ideenbewegungen darzustellen. Aber eben darum möchte ich auch dem Ausdruck geben, was vielen hierüber im Sinne liegt, die den Geist der Entwicklungslehre richtiger zu fassen glauben.

In der Kunst ist es ja eine alte Rede, daß man über den Geschmack nicht streiten könne; und die Gegenwart gewöhnt uns nicht bloß durch ihre historische Vertiefung, sondern auch durch ihre eigene Vielgestaltigkeit an ein weitherziges Geltenlassen der verschiedensten Richtungen. Dennoch wird man nicht

aufhören, innerhalb jeder Richtung das Seichte, Geistlos-Äußerliche, Nachempfundene vom Tiefen, Wahrhaften, Eigenartigen zu scheiden, und dem ungebildeten Geschmacke des Neulings den des Reifen, Erfahrenen als maßgebend gegenüberzustellen. Man wird stets von Zeiten des Verfalles reden, wo eine raffinierte Technik den Mangel ursprünglicher Empfindung verdecken muß, usw. Hierbei werden Kriterien angewandt, die keineswegs nur traditionell sind, sondern recht oder schlecht aus dem Wesen der Kunst abgeleitet werden. Wohl kann man auch über diese Kriterien noch streiten; wie das Beispiel des Grafen Tolstoi zeigt, wenn er nur die Erweckung religiöser Gefühle als Kunstzweck gelten läßt und zugleich alle Werke streichen will, die nicht seinen russischen Bauern verständlich sind. Aber wir würden nicht gegen ihn streiten, nicht die ganze Breite des Lebens und der Lebensstimmungen für die Kunst reklamieren, wenn wir nicht gleichfalls Waffen zu besitzen glaubten, die aus den Daseinsbedingungen der Kunst und ihrer Stellung innerhalb menschlicher Lebenszwecke hergenommen werden. Die Ästhetik würde ihre Aufgabe schlecht erfüllen, wenn sie solchen Fragen kleinlaut aus dem Wege ginge. Die Kenntnis der historischen und selbst der prähistorischen Kunst stört sie in dieser Aufgabe nicht, sondern trägt wesentlich bei zur Lösung.

So ist es nun auch in der Ethik ganz gewiß nicht der Weisheit letzter Schluß, daß die sittlichen Ideen nun einmal so sind wie sie sind, und daß ihre Umwandlung sozusagen von Zufall oder Willkür abhängt. Ihre Umwandlung hängt in verständlicher Weise zusammen mit den Wandlungen der Lebensverhältnisse; und diese Rationalität selbst macht sich für unser Bewußtsein mehr und mehr geltend an Stelle der zuerst bloß instinktiven Gefühlsweise. Der einzelne kann darum durch Rede und Tat nur insofern in die Weiterbildung eingreifen, als er zur Klarheit bringt, was Millionen schon dunkel gefühlt haben. Am wenigsten ist's möglich, uns zu überwundenen sittlichen Standpunkten zurückzukommandieren. Wie körperliche Organe, die nicht mehr in die veränderten Lebensbedingungen passen, rudimentär werden, so geht es auch mit sittlichen Anschauungen. Mit dem wachsenden Zusammenschlusse der Individuen zu größeren Lebensgemeinschaften, der ein biologisches Gesetz ist, verträgt sich immer weniger die Tendenz, den einzelnen zum selbstherrlichen Mittelpunkte der Welt zu machen. Jede „Umwertung der Werte“ in dieser Richtung ist nichts weiter als ein Atavismus.

Wie freilich jenes Rationelle, das Kant die praktische Vernunft und die gewöhnliche Sprache das Gewissen nennt, wie jenes einleuchtende klare „Du sollst“, wie die spezifischen Gefühle der Achtung

und Verachtung, auch der Selbstverachtung, entstehen konnten, das ist trotz aller Bemühungen der gegenwärtigen sozialhistorischen Ethik noch nicht genügend dargestellt. Der Übergang von den blinden Trieben und den gewohnheitsmäßig befolgten Sitten zur bewußten Sittlichkeit erscheint doch immer wie ein Sprung, den man nur insofern abschwächen kann, als man sich das Neue in unendlich kleinen Anfängen denkt.

Nachdem nun durch Darwins geniales Eingreifen die gesamte organische Natur dem Gesichtspunkte der Entwicklung untergeordnet worden, hat man neben der menschlichen auch die tierische Entwicklungsgeschichte für die erwähnten Fragen nutzbar gemacht. Man hat die Staatenbildung und das Familienleben der Tiere, ihre Verständigungsmittel, ihre Spiele und künstlerischen Betätigungen ausführlich untersucht. Sehr viel Wertvolles ist so zutage gekommen. Aber, um es offen zu sagen, im ganzen dürften wir doch aus der Analyse und historischen Erkenntnis der menschlichen Lebensformen mehr für das Verständnis der tierischen gewinnen als umgekehrt. Denn das menschliche Seelenleben ist uns allein in unmittelbarer Beobachtung zugänglich, während wir das tierische nur mittelbar erschließen können. Immerhin ist es richtig, daß der springende Punkt oft noch besser heraustritt, wenn wir beispielsweise die Formen der menschlichen

Sprache oder Musik oder Technik auch mit entsprechenden Erscheinungen im Tierreich, als wenn wir sie bloß untereinander vergleichen. Dazu kommt, daß die Geschichte der Organismen in körperlicher Beziehung uns mit Prozessen bekannt gemacht hat, deren Analoga wir dann oft auch im geistigen Gebiete wiederfinden. Längst sind darum die Ausdrücke und Begriffe des Darwinismus in die Geisteswissenschaften eingedrungen.

Viel engere Beziehungen hat aber die Deszendenzlehre zu der Grundwissenschaft, von welcher die bisher besprochenen philosophischen Disziplinen alle ausgehen, zur Lehre von den elementaren psychischen Funktionen, zur Psychologie. Namentlich in den Untersuchungen, die den unmittelbaren Zusammenhang und die Wechselwirkung des Individuums mit der Außenwelt, die Sinneswahrnehmungen und die Bewegungen, betreffen, kommt natürlicherweise auch die Vielfältigkeit der Formen, in denen sich diese Wechselwirkung vollzieht, und die Anpassung der Lebewesen an ihre jeweiligen Lebensbedingungen zur Sprache. Die Entwicklungslehre hat hier weitergeführt, was bereits durch die vergleichende Morphologie und Physiologie begonnen war. Die prinzipiellen Fragen der Sinneslehre, wie z. B. über Ursprüngliches und Erworbenes in den Raumanschauungen, über spezifische Energien, über die Gesetze der sinnlichen Lust und

Unlust, führen zuletzt auf die Spuren genereller Entwicklung. Beobachtungen und Versuche an Tieren aller Art werden hier unentbehrlich. Wir erfahren von ganz neuen Sinnesorganen, wir erkennen den integrierenden Zusammenhang der Muskulatur, der Nervenleitung, der Zentralteile mit den Sinnesorganen. Vergleicht man die Lehre des Aristoteles, dem Zoologie und Psychologie gemeinsam ihre Grundlegung verdanken, daß unsere fünf oder sechs Sinne die einzigmöglichen seien, und daß auch die objektive Welt keine anderen Eigenschaften haben könne als sich in diesen Sinnen offenbaren, mit den weiten Ausblicken der gegenwärtigen Sinnesphysiologie, so wird man solchen Erkenntnissen auch einen allgemein-philosophischen Wert nicht absprechen.

Unter den Bewegungen sind es die unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen, die einer phylogenetischen Erklärungsweise am besten zugänglich scheinen. Darwin hat bekanntlich eine solche bereits versucht und auch hier durch umfassende Beobachtungen und kühne Konzeptionen anregend gewirkt. Seinen Erklärungsgründen sind andere und wichtigere hinzugefügt worden. Ist auch das meiste hypothetisch und stehen wir erst am Anfange, so bleibt es doch ein Gewinn, sich nicht mehr mit der Versicherung begnügen zu müssen, daß nun einmal bestimmten Affekten bestimmte Ausdrucksformen zugeordnet seien, daß aber eigentlich ebensogut das

Schmunzeln an den Zorn oder Herzkrämpfe an die Begrüßung eines guten Bekannten geknüpft sein könnten.

Der Nachweis der allmählichen Entstehung willkürlicher Bewegungen im Tierreiche leidet an der Schwierigkeit, die Grenze zwischen den bloßen Reflex- und Instinkthandlungen und den Willenshandlungen zu bestimmen, wodurch manche auf den phantastischen Ausweg geführt wurden, sämtliche Reaktionen auf Sinnesreize, auch schon bei den Protisten, zu den Willensäußerungen zu rechnen. Hier wird es notwendig sein, die genetische Betrachtungsweise zunächst beim menschlichen Individuum, dessen Kindheitsgeschichte alltäglich offen steht und doch noch so viele Dunkelheiten birgt, möglichst genau durchzuführen.

Aber über jene Vorstufen der eigentlichen Willenshandlungen, über die reflektorischen und die instinktiven Tätigkeiten, sind wir durch die Deszendenzlehre besser als früher aufgeklärt. Wenn nicht alle, so doch manche der wunderbar zweckmäßigen Verrichtungen der Tiere und Menschen sind durch das Prinzip der natürlichen Auslese verständlicher geworden. Noch mehr würde allerdings gerade hier die Vererbung individuell erworbener Erfahrungen leisten, wenn dieses Prinzip in größerem Umfange benutzt werden darf. Und zuletzt ist ja auch die Tradition von Erfahrungen durch Nachahmung bei den Tieren nicht ausgeschlossen.

Aus jedem dieser Einzelgebiete des psychischen Lebens führt nun aber der Weg unvermeidlich auf die Fragen, die den Zusammenhang zwischen dem Psychischen und dem Physischen überhaupt und die letzten Strukturgesetze des Weltganzen betreffen. Die Psychologie mündet so zusammen mit der Physik in die Metaphysik oder — wenn man diesen Ausdruck nicht gerne hört — in das Fragengebiet der allgemeinen Weltanschauung. Auch diese stellt sich heute auf den Boden der Erfahrung. Sie will nur das, was die besonderen Gebiete an Begriffen und Gesetzen ausbilden, so umfassend wie möglich und doch ohne Einbuße an Genauigkeit formulieren. Hier begegnen wir daher auch einer allgemein-kosmischen Entwicklungslehre, die außer dem gesamten Reiche der Organismen auch die unorganische Welt umfaßt. Hochbedeutsame Fragestellungen sind damit in den Gesichtskreis der Wissenschaften erst eingetreten oder zu brennenden geworden. Nur die philosophisch wichtigsten seien hier hervorgehoben.

Ich rechne dazu nicht die berühmte Frage nach der Urzeugung oder dem ersten Entstehen organisierter Materien auf der erkalteten Erdrinde. Hierüber ist es seit 30 Jahren stiller geworden. Erledigt ist die Frage nicht. Aber die Philosophen haben sich von der Diskussion zurückgezogen. Und sie haben wohl daran getan, da Schwierigkeiten erkenntnistheoretischer oder metaphysischer Art hierin

kaum verborgen sind, und wir keinen Grund haben, unsre häuslichen Sorgen auch noch durch innere Angelegenheiten der Naturforschung zu vermehren.

Anders steht es in bezug auf die Anfänge des psychischen Lebens. Daß hier etwas Neues auftritt, ist zweifellos. Die darin liegende Schwierigkeit für die Entwicklungslehre hat Du Bois-Reymond auf eine besonders eindringliche Weise hervorgehoben. Um ihr zu entgehen, lassen viele das psychische Leben schon in den Atomen des ursprüglichen Gasballes unbewußt verborgen liegen; nur das Bewußtsein soll später bei der Bildung von Zellen oder Zellgruppen hinzutreten. Man kommt so wieder zur Lehre von der allgemeinen Beseelung, da natürlicherweise auch jetzt noch die Atome der unorganischen Welt jene unbewußt-psychischen Eigenschaften besitzen müssen, die von Anfang an zu ihrer Natur gehören sollen. Abgesehen von dem logischen Dienste, den diese Lehre durch Beseitigung der genannten Schwierigkeit zu leisten scheint, übt sie auf manche auch einen poetischen Reiz, und sie befreit, scheinbar wenigstens, von der wunderlichen Vorstellung einer Welt, die Jahrmillionen oder gar durch unendliche Zeit bis zum Auftreten der Organismen nur dazu dagewesen wäre, um (wie Fichte spottete) „den Raum auszustopfen".

Gleichwohl ist damit nicht viel geholfen. Ob es überhaupt einen Sinn hat, von Empfindung, von

Gefühl ohne Bewußtsein zu reden, und ob solchen Zuständen eine besondere Poesie oder Zweckmäßigkeit innewohnen kann, wollen wir hier dahingestellt sein lassen. Jedenfalls aber ist die Verwandlung unbewußter Empfindungen in bewußte auch ein Sprung und bildet gerade das Auftreten des Bewußtseins den Kern des ganzen Rätsels.

Man müßte also auch das Bewußtsein schon von Anbeginn vorhanden denken oder gar die materiellen Prozesse der unorganischen Natur selbst als Bewußtseinsinhalte definieren: womit man auf dem Standpunkte des sog. Idealismus angelangt wäre, für den es überhaupt keine Materie im alten Sinne mehr gibt. Aber wer sieht nicht, daß dann die Lücke wieder klafft zwischen dem ewigen Allgemeinbewußtsein (der früher sogenannten Materie) und dem zeitlich entstehenden Einzelbewußtsein? daß die Entstehung des letzteren genau dieselbe Schwierigkeit nur mit anderen Worten wiederbringt? daß überhaupt diese ganze Umdeutung der Materie ein bloßes Spiel mit Worten ist? —

Wir müssen uns, denke ich, vergegenwärtigen, daß psychisches Leben nicht ein für allemal vor undenklichen Zeiten entstanden ist, sondern daß es fortwährend entsteht. Ein Wunder, das sich regelmäßig unter bestimmten Umständen wiederholt, ist kein Wunder mehr, sondern gehört selbst unter die Naturgesetze. Wo und wann immer die

Entwicklung einer Zellengruppe bestimmte Formen erreicht, da muß Psychisches, und zwar ebenfalls von bestimmter Art, entstehen. Ob wir hierbei die organischen Bedingungen als Ursache, die psychischen als Wirkung bezeichnen dürfen, ist strittig, da manche an der Übertragung des Kausalverhältnisses auf diesen Fall Anstoß nehmen. Um eine gemeinschaftliche Basis zu haben, mag es für unsern gegenwärtigen Zweck genügen, von einem funktionellen Verhältnis in jenem allgemeinsten Sinne zu sprechen, den man der Mathematik entlehnen kann; also eine Erscheinung y die Funktion einer Erscheinung x zu nennen, wenn aus jeder Veränderung von x eine bestimmte Veränderung von y erschlossen werden kann. Ein Kausalverhältnis besagt ja mehr als ein bloß funktionelles Verhältnis im mathematischen Sinn; aber dieses, allen Anschauungen gemeinschaftliche, Minimum genügt, um unsere weiteren Betrachtungen daran zu knüpfen.

Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß gerade die mathematische Funktionenlehre Fälle kennt, in denen einer stetigen Veränderung von x unstetige Veränderungen von y entsprechen. Analoges (mag auch die Analogie nur eine schwache sein) scheint nun in der Gesamtentwicklung der Welt vorzukommen. Vielleicht schon innerhalb des rein physischen Gebietes. Jedenfalls aber bei der Entstehung des psychischen Lebens; und nicht minder im Laufe

seiner weiteren Entwicklung. Denn es kommen da eine Menge qualitativer und spezifischer Differenzen zum Vorschein, die doch mit bloß quantitativen und graduellen auf der physischen Seite zusammenhängen.

Denken wir zunächst an die Sinnesempfindungen. Niemand glaubt, daß Farben und Töne schon von allem Anfang zum Empfindungsmaterial gehörten. Vielmehr stellen wir uns vor, daß dieses zuerst nur aus einem einzigen Qualitätenkreise bestand, etwa aus Berührungsempfindungen oder einem ganz verschwundenen Ursinn. Die Entwicklungslehre statuiert demgemäß ein allmähliches Hinzukommen der sog. höheren Sinne zu den niederen. Nun hat aber ein gradueller Übergang von Berührungsempfindungen in Gerüche, Farben oder Töne etwas Absurdes. Diese Empfindungen sind im vollsten Sinne spezifisch verschieden. Den gesuchten Menschenaffen kann man sich doch wenigstens vorstellen, wenn er nicht schon wirklich gefunden ist. Aber eine Berührungsempfindung, die im Begriff ist, stetig in einen Geruch oder in eine Farbe überzugehen — das ist nicht bloß für unsre Phantasie, das ist für unser Denken eine Unmöglichkeit.

Die Empfindungsqualitäten der höheren Sinne kommen also jedesmal als etwas durchaus Neues zum Früheren hinzu. Ein „neutraler“ Ursinn macht die Sache nicht besser, er vermehrt nur die Zahl der unstetigen Übergänge um einen weiteren. Denn

Sinnesempfindungen ohne bestimmte Qualität kann es so wenig geben wie chemische Elemente ohne bestimmte Eigenschaften. Neutral könnte man sie also nur insofern nennen, als sie eben mit keiner der uns bekannten Empfindungen zusammenfallen. Es leuchtet ein, daß das bloße Wort an der Sache nichts ändert und die Kluft nicht beseitigt.

Anders steht es auf der physischen Seite. Die Ausbildung der Sinnesorgane und Sinneszentren kann sehr wohl als eine stetige, wenngleich nach verschiedenen Richtungen verlaufende, gedacht werden. Die Ganglienzellen oder Neuronen, von denen die Empfindungen abhängen, enthalten doch schließlich die gleichen Grundstoffe, nur in ungleicher Mischung und Anordnung; und auch ihre Formen können aus einer Grundform ohne jeden Sprung entstanden sein. Insoferne wird man sagen müssen, daß auf physischer Seite nicht die Heterogenität zu finden ist, die uns in den Klassen der Empfindungen selbst entgegentritt.

So führt schon die Erwägung dieser einfachen Tatsachen zu der Vorstellung, daß einer im ganzen stetig fortschreitenden Entwicklung auf physischem Gebiet eine unstetige auf psychischem zugeordnet ist, daß graduellen und quantitativen Verschiedenheiten auf der einen Seite qualitative und spezifische auf der anderen entsprechen können.

Weitergehende Zergliederung des geistigen Lebens lehrt auf Schritt und Tritt neue Funktionen und

Gebilde kennen, die sich nicht restlos in Sinnesempfindungen oder sinnliche Gefühle auflösen lassen, wie das Zeitbewußtsein, das Gedächtnis, die Unterscheidung und Zusammenfassung, die Abstraktion, das Urteilen, die Gemütsbewegungen aller Art, das Begehren, Streben, Wollen (ich führe diese Beispiele hier nebeneinander an, ohne Rücksicht auf feinere psychologische Klassifikationsfragen). Während die Erforschung der Natur immer mehr dahin drängt, die Verschiedenheiten des Organischen vom Unorganischen, der chemischen von den physikalischen Prozessen, und wiederum die Verschiedenheiten innerhalb jeder dieser Gruppen auf einheitliche Stoffe und Kräfte zurückzuführen, sieht sich der Psychologe bei genauer Prüfung auf die Anerkennung zahlreicher eigenartiger Elemente und Vorgänge geführt. Und dennoch muß die generelle Entwicklung des Psychischen sich in engster Gemeinschaft mit der des Physischen vollzogen haben.

Um nur einen Punkt besonders herauszugreifen, sei an das Verhältnis des tierischen und menschlichen Seelenlebens erinnert. Trotz aller Analogien, welch ungeheure Kluft doch wieder, die uns von den höheren Wirbeltieren trennt! Auch den niedersten Menschenrassen eignet der sprachliche Ausdruck allgemeiner Begriffe, ein Besitz von unerschöpflicher Tragweite, zu dem wir die nächststehenden Tiere bisher vergebens zu erziehen suchen. Auf

anatomischer Seite aber schreitet die Organisation stetig voran. Immer mehr Windungen zeigt das Gehirn, immer größer wird sein Gewicht gegenüber der übrigen Nervenmasse; nirgends dagegen eine fundamentale Neu- oder Umbildung, die dem durch die Allgemeinbegriffe und die Sprache ermöglichten psychischen Neubesitz gleichwertig wäre. Und so scheint die Paradoxie sich wieder nur durch die Annahme zu lösen, daß graduelle Fortbildungen auf der einen Seite spezifische Neubildungen auf der andern zur Folge haben können. Von Zeit zu Zeit wird gleichsam eine Schleuse aufgezogen, nicht durch äußere, sondern durch innere Kräfte des schwellenden Entwicklungsstromes selbst; und seine Fluten überrieseln das Land zur Hervorbringung eigenartiger Vegetationen. Ist auch das letzte Wort hiermit sicher nicht gesprochen und das wissenschaftliche Bedürfnis mit dieser Formulierung nicht endgültig befriedigt (wie man mir an der Hand des eben gebrauchten Gleichnisses deutlich nachweisen wird), so mag sie doch als eine vorläufige Zusammenfassung und kurze Bezeichnung psychophysischer Entwicklungstatsachen gelten.

Außer dem Problem des Bewußtseins ist es das der Zweckmäßigkeit, welches durch die Entwicklungslehre und besonders durch ihre darwinistische Form neu aufgerüttelt wurde. Die Stelle eines zwecksetzenden Weltordners schien nunmehr der Kampf

ums Dasein zu übernehmen, indem er die fortschreitende Anpassung der Organismen an ihre Lebensbedingungen durch den Untergang der weniger angepaßten und die Fortpflanzung der besser angepaßten bewirkt. Die Zoologen und Botaniker der Gegenwart denken über diese ursprüngliche Form des Darwinismus vielfach skeptisch. Die natürliche Zuchtwahl scheint ihnen eine Rolle zu spielen, aber nicht die entscheidende; schon darum nicht, weil ein Organ meistens erst dann funktionsfähig und nutzbringend ist, wenn es bereits eine gewisse Ausbildung erreicht hat. Dazu die großen Dunkelheiten der Vererbungserscheinungen. So sind neue Anpassungs- und Entwicklungstheorien entstanden, zum Teil auf Lamarcks Ideen zurückgreifend; worauf einzugehen hier nicht meines Amtes ist. Was aber jeder festhält, ist die Forderung einer Erklärung des gewaltigen Prozesses aus natürlichen inneren Kräften. Derselben Forderung ordnet sich ja auch unter, was wir vorher über Einfügung der Bewußtseinserscheinungen in die Kette der Naturvorgänge bemerkten.

Dieses Prinzip ist ein durchaus philosophisches. Erinnern wir uns nur daran, daß Leibniz es war, der gegen Newton die Gleichheit der Bewegungsrichtung der Planeten, statt auf unmittelbar göttliche Anordnung, auf eine nächstliegende mechanische Ursache zurückgeführt wissen wollte; daß Lotze die ausnahmslos allgemeine Durchführung des

Mechanismus als einen Grundpfeiler seiner Weltanschauung hinstellte.

Aber mit Leibniz und Lotze, mit E. v. Baer und Weismann und wohl den meisten denkenden Naturforschern müssen wir hinzufügen, daß die Fragen der Teleologie hiernach nur in anderer Form wiederkehren. Statt beschränkter Zusammenordnungen im einzelnen bewundern wir nun um so mehr die des Ganzen und die Abhängigkeit alles einzelnen von ihr. Schließlich ist ja selbst das Zusammenstimmen der Elementarteilchen der Materie in ihren allgemeinsten Eigenschaften und Kräften nur ein viel extremerer Fall von Homologie oder Koordination als alle, die wir unter den Organismen finden, oder als die Übereinstimmungen in der Bewegungsrichtung der Planeten. Darum ist auch die Einheit des letzten Weltprinzips ein logisch durchaus unabweisbarer Gedanke. Freilich kann es zunächst ebensowohl im pantheistischen wie theistischen Sinne gefaßt werden und bleibt ein so abstraktes Postulat weit entfernt vom Begriff eines lebendigen Gottes.

Man hat nun auch darauf hingewiesen, daß zweckmäßige Gebilde doch niemals aus beliebigen, sondern immer nur aus bestimmt disponierten Anfangszuständen hervorgehen. Wohl in diesem Sinne spricht Kölliker von einem „Entwicklungsplan“ und hat sich damit viel Angriffe zugezogen, da man etwas naturwissenschaftlich Undefinierbares oder

Unzulässiges dahinter suchte. Aber der Begriff dürfte sich einwandfrei erläutern lassen. Er bezeichnet zunächst nur ein solches mechanisches Verhältnis gegebener Elemente, demzufolge sie sich zu zweckmäßigen Endgebilden weiterentwickeln können bzw. müssen.

Es scheint mir in der Tat, daß man jenen Satz allgemein vertreten kann. Auch die natürliche Auslese wirkt nur unter der Bedingung, daß eine Anzahl von Gebilden mit bestimmter Struktur bereits vorhanden ist. Für das unorganische Gebiet würde sich Ähnliches ergeben. Auch ändert sich nichts an diesem Sachverhalte, wenn wir die Entwicklung schlechthin anfangslos denken; er gilt eben dann von jedem beliebig herausgegriffenen relativen Anfangszustand. Man könnte es geradezu als eine mathematisch-physikalische Aufgabe hinstellen, an deren Lösung die Analysis allerdings vorläufig kaum denken kann: unter den sämtlichen denkbaren Lagerungen einer gegebenen Zahl von Elementarteilchen mit bestimmten Kräften diejenigen zu finden, die durch ihre Wechselwirkung einen Zustand herbeiführen, welcher zweckmäßige Gebilde einschließt. Zweckmäßig würde man dabei (unter Vorbehalt genauerer Erläuterungen) solche Gebilde nennen, die durch Verbindung verschiedenartig gebauter Massen einheitliche Leistungen vollbringen, wie das Auge das Sehen, der ganze Organismus seine Ernährung und Bewegung.

Nun aber: wenn wir den Satz anerkennen, daß zweckmäßige Gebilde immer nur aus bestimmt disponierten Anfangszuständen hervorgehen, was läßt sich daraus weiter erschließen? Eine Intelligenz, ein Wille, eine Wahl zwischen unendlich vielen möglichen Welten?

Alle diese Begriffe sind zu konkret, enthalten mehr als sich beweisen läßt, führen zu Anthropomorphismen und zuletzt auf die unlöslichen Fragen der Theodicee. Sind überhaupt andere Welten denkbar, warum nicht auch solche, die bei gleicher Zweckmäßigkeit weniger oder nichts von der unsäglichen Summe des Leides und der Niedertracht in sich bergen? Nun entstehen die quälenden Fragen nach dem Warum, die kühnen und doch oft so kleinlichen Versuche, aus den letzten Gedanken des Schöpfers heraus die Welteinrichtung zu rechtfertigen und ihm für das Üble darin gewissermaßen mildernde Umstände zu erwirken. Wohl hat man die Entwicklungslehre auch hierfür verwertet, sofern sie Kampf und Schmerz als Triebkräfte des Fortschrittes erweist, aber dabei ist immer die gegebene Welteinrichtung schon vorausgesetzt, die Kernfrage der Theodicee also unerledigt.

Wir kommen daher auch so nur zu einer äußerst abstrakten Formel, wenn wir überhaupt das Letzte und Höchste im Begriffe zu fassen suchen. Mag dann der einzelne nach seiner Erziehung, seinen

selbsterkämpften Lebensanschauungen und der Grundstimmung seines Gemütes die Formel in verschiedener Weise ausfüllen, vielleicht auch zwischen verschiedenen Bildern des Unendlichen schwanken: eine Philosophie, die sich streng an die Anforderungen des wissenschaftlichen Denkens halten will, wird nicht wesentlich über diese Grenze hinauskommen.

Eine bedeutungsvolle Erkenntnis bleibt es trotzdem, daß die Materie des Materialisten unmöglich das lösende Wort des Welträtsels sein kann, daß alle Vielheit der Substanzen auf einer transzendenten Einheit ruht, und daß die Welt und ihr Werdeprozeß nicht ein sinnloses Durcheinander, nicht einmal „ein Organismus“ oder „ein Kunstwerk“ ist, sondern der Organismus, das Kunstwerk schlechthin, im Vergleich mit welchem alle übrigen verschwinden.

Man kann die Teleologie (ich möchte sogar sagen: die Theologie) der Entwicklungslehre nicht kürzer und kräftiger dem alten Nützlichkeitsstandpunkt gegenüberstellen, als es bereits Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann getan hat. „Die Nützlichkeitslehrer würden glauben ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab, damit er sich verteidige ... Ich aber bete den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn

nur der millionste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott!" „Die Leute traktieren ihn, als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen . . . Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen." —

Die naturwissenschaftliche Entwicklungslehre hat aber nicht bloß das Nachdenken aufs neue diesen Grenzfragen alles Erkennens zugelenkt, sie hat auch die den Erfahrungsbegriffen besser zugänglichen Vorstellungen über die allgemeinsten Eigenschaften der Welt in mehrfacher Richtung umgestaltet oder älteren Ideen darüber zum Siege verholfen. Als besonders charakteristische Züge der so entstandenen Weltauffassung, sozusagen als ihre kosmologischen Ideen, erscheinen mir diese: die ruhelose Veränderlichkeit aller empirischen Dinge, die durchgängige Wechselwirkung, der Fortschritt zu immer höheren Stufen, endlich die unbegrenzte zeitliche Ausdehnung des Weltprozesses.

Daß alles fließt, war die Entdeckung Heraklits von Ephesus. Man nannte ihn aber den Dunklen, weil seine inhaltsschweren Sprüche Paradoxien enthielten, die der Anschauung widersprachen und des zwingenden Beweises entbehrten. Für uns ist es

schon eine triviale Wahrheit geworden, daß das Angesicht der Erde sich wie das des Menschen wandelt, daß selbst die „ewigen Gestirne“ entstehen und vergehen. Und wir kennen im allgemeinen die Faktoren, die teils langsame, teils plötzliche gewaltsame Umbildungen bewirken müssen, auch wo sie unserer unmittelbaren Beobachtung entzogen sind.

Den zweiten Gedanken, den der allgemeinen Wechselwirkung der zugleich existierenden Substanzen, hielt Kant für einen apriorischen Grundsatz unseres Verstandes. Denkt man hierbei an eine direkte Wirkung von allem auf alles, so würde der Satz von solchen, die der Schwerkraft eine Fortpflanzung im Raume zuschreiben, geleugnet werden. Einer allgemeinen direkten oder indirekten Wechselwirkung dagegen wird jeder zustimmen. Ob nun dieser Satz wirklich ein apriorischer ist oder nicht: jedenfalls ist man erst sehr allmählich zum lebendigen Bewußtsein davon und zur Kenntnis der Formen gelangt, in denen sich die Wechselwirkung vollzieht. Die Erkenntnis des Gravitationsgesetzes und seiner Geltung in fernsten Sternregionen möchte ich als die erste, die Entwicklungslehre als die zweite Etappe dieses Weges bezeichnen. Denn die letztere zeigt, daß nichts aus bloß inneren Kräften sich formt, wie nichts aus bloß inneren Kräften sich bewegt, sondern daß die Lebensbedingungen im weitesten Sinne maßgebend sind für die Natur jedes

Dinges. Ist jedes Dasein nur ein beständiges Werden, so ist es auch ein beständiges Wirken und Gewirktwerden. Der Kreislauf der Stoffe, die Umsetzungen der Kräfte, der Einfluß von Sonnenlicht, Wärme und Schwere auf die Organismen, der Zusammenhang des Organischen mit dem Unorganischen überhaupt, das ganze entzückende Bild der Wechselwirkung der Naturkräfte, wie es Helmholtzens Meisterhand gezeichnet hat: das alles wäre nicht so rasch in tausend mühsamen Einzeluntersuchungen ans Licht gestellt worden, hätten nicht die Fernsichten der Entwicklungslehre die Forscher beseelt und die Hoffnung, mit den bildenden zugleich auch die umbildenden Faktoren zu erkennen.

Ein dritter Grundgedanke ist dadurch gegeben, daß wir unter Entwicklung nicht Veränderung überhaupt oder in beliebiger Richtung, sondern ein Fortschreiten, Aufsteigen zu verstehen pflegen. Auch dieser Gedanke liegt der Gegenwart im Blute. Wie wir die Kulturmenschheit den Urmenschen als etwas Höheres gegenüberstellen, so erscheint uns auch die Entstehung und Verzweigung der Organismen, ja schon die Bildung des Sonnensystems aus dem ursprünglichen Gasball als eine Art von Vervollkommnung. Es ist nicht leicht, diesen Begriff allgemein zu definieren, da er den des Wertes einschließt, Werte aber im eigentlichen Sinne doch nur für ein psychisches Wesen existieren, das sie als

Werte empfindet, nicht also in einer Natur, die noch keinerlei psychisches Leben beherbergt. Dazu kommt, daß in der Richtung der Zukunft Physiker die gänzliche Erstarrung des Erdballs und den Zusammensturz des Planetensystems als Schluß des langen Spieles voraussagen, was mit den schwärmerischen Hoffnungen der Fortschrittsmänner nicht recht zu harmonieren scheint.

Indessen, was diese fernliegende Eventualität betrifft, so läßt sich die für ein begrenztes materielles System gezogene Folgerung auf das Ganze der Welt nur dann übertragen, wenn man ihm gleichfalls eine der Masse nach endliche Größe zuschreibt, wozu keine zwingenden Gründe treiben. Im übrigen bleibt freilich, wenn wir unsere Sorgen einmal auf so ungeheuere Zeiten erstrecken, auch die Möglichkeit offen, daß der Weltprozeß eine Wellenbewegung mit periodischem Auf und Nieder darstelle; und innerhalb dieser Vorstellungsweise wären auch noch allerlei Kurvenformen denkbar.

Die Frage aber nach dem Begriffe des Fortschritts überhaupt führt wieder zu einer verallgemeinerten und vom Anthropomorphismus befreiten Teleologie. Ich kann mir nicht anmaßen, eine so schwere Frage in dieser Stunde zu lösen. Vielleicht ist ein allen Gebieten gemeinschaftlicher exakter Begriff dessen, was wir Vervollkommnung nennen, überhaupt nicht aufzustellen. Vorläufig benutzen

wir gewisse mehr äußerliche Merkmale, wie die, welche Herbert Spencer in seinem umfassenden Entwicklungssystem Differenzierung und Integrierung nennt. Auch läßt sich wohl sagen, etwas sei um so mehr objektiv zweck- oder wertvoll, je dauernder es im Laufe der Zeiten entgegenstehende Strömungen überwindet. Tatsächlich wenigstens pflegen wir solche äußeren Kriterien mit Nutzen da anzuwenden, wo wir uns über die tieferliegenden inneren Merkmale noch nicht genügend verständigen können; wie wir uns z. B. bei heiklen Kunststreitigkeiten damit helfen, daß wir Kunstwerke von bleibender Wirkung gegenüber denen mit Augenblickserfolgen als die wertvolleren gelten lassen. Aber von da aus hoffen wir eben doch in den einzelnen Gebieten zu den Eigenschaften und Kräften vorzudringen, die dieses Übergewicht des Erfolges bedingen.

Was man im Menschendasein die geschichtlichen Ideen genannt hat, sind selbstverständlich auch nichts anderes als reale, aus dem Leben geborene und im Leben wirksame, die Wirklichkeit mehr oder weniger dauernd beherrschende Kräfte. Und hier begegnen wir innerhalb des weiten Rahmens der kosmischen Entwicklung auch wieder den ethischen Empfindungen. Daß diese, wenngleich langsam, doch innerhalb großer Zeiträume unverkennbar, an Reinheit und Kraft gewinnen: das brauchen wir uns,

meine jungen Kommilitonen, von allen Pessimisten der Welt nicht ausreden zu lassen. Zweifelhaft bestellt ist's mit der Mehrung des Glücksgefühles in der Geschichte, nicht zweifelhaft aber erscheint mir die Vertiefung und Verfeinerung des Gefühles für sittliche Werte. Wer über die verworfene Zeit jammert, lasse nur den Blick über große Strecken zurückwandern, so wird ihm anders zumute werden. Den Söhnen einer Zeit, die vom Entwicklungsgedanken ganz durchdrungen ist, ziemt es am wenigsten, diesen Gedanken am entscheidendsten Punkte preiszugeben.

Als letzte Wirkung der Entwicklungslehre endlich erwähnte ich die Erweiterung unsrer Vorstellungen über die zeitliche Ausdehnung des Weltprozesses. Hierin liegt ein Seitenstück zur Erweiterung des räumlichen Weltbildes infolge des Kopernikanischen Systems; wie sich überhaupt die Umwälzung der ganzen Weltanschauung durch den Entwicklungsgedanken der durch Kopernikus angebahnten an die Seite stellen darf. Den Einfluß dieser veränderten Raum- und Zeitvorstellungen auf unser ganzes Seelenleben darf man nicht gering anschlagen. So gemütlich sich das Leben auf der flachen Erdscheibe und unter dem Dache des Firmamentes vielleicht unseren Altvordern darstellte: wir, die wir im vollsten Sinn unter dem freien Himmel hausen, wir würden den Gedanken nicht ertragen, in das alte Wohnhaus

zurückzukehren. In ähnlicher Weise hat auch die unermeßliche zeitliche Erweiterung des Weltbildes nach der Vergangenheit und Zukunft hin, ja der Gedanke der zeitlichen Unendlichkeit etwas Befreiendes, Erhebendes. Noch sind wir gleichsam geblendet, wie Platons Höhlenbewohner, die ans Licht der Sonne geführt werden. Aber wir werden uns in der neuen Anschauung zurechtfinden, und die Aufgabe der Philosophie wird es sein, im Bunde mit den konkreten Natur- und Geisteswissenschaften Sinn und Gemüt der Menschen für die ernste Größe dieser neuen Welt zu erziehen.

Zur Methodik der Kinderpsychologie.

Vortrag in der ersten Sitzung des Berliner „Vereins für Kinderpsychologie“, 19. Januar 1900.

Verehrteste Anwesende!

Vor jeder Unternehmung soll man sich die Ziele und die Wege dazu deutlich vergegenwärtigen. Ist nun auch die Kinderpsychologie kein neues Gebiet, vielmehr bereits durch eine große und teilweise sehr inhaltreiche Literatur vertreten (ich nenne nur das bekannte Werk Preyers und die ins Deutsche übersetzten Gesamtdarstellungen des Engländers Sully und des Franzosen G. Compayré) — so wird doch vielen unter uns, die nicht zu den Fachpsychologen gehören, eine Übersicht der Aufgaben und Methoden willkommen sein.

Über unsere Ziele spricht sich der § 1 der Statuten folgendermaßen aus:

„Der Verein für Kinderpsychologie in Berlin bezweckt die Erforschung der geistigen Entwicklung der Kinder. Hierbei sind alle körperlichen Zustände

und Veränderungen zu berücksichtigen, welche zu den geistigen in naher Beziehung stehen. Rein physiologische und medizinische Erörterungen bleiben ausgeschlossen. Zum Bereiche der Untersuchungen gehört insbesondere die Entwicklung der Sinneswahrnehmungen, des Vorstellungslebens, des Sprechens und Denkens, des Fühlens und Wollens, der willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen, ferner die Verschiedenheiten der Anlagen in intellektueller, ethischer, ästhetischer, technischer Beziehung, die Vererbung und Erwerbung von Fähigkeiten, die Ermüdungs- und Gewöhnungserscheinungen, endlich das Seelenleben der blinden, taubstummen und der intellektuell oder moralisch zurückgebliebenen oder erkrankten Kinder ....“

Diese Bestimmungen bedürfen wohl kaum weiterer Erläuterung. Man könnte nur etwa eine Erklärung vermissen, wie weit wir den Begriff des Kindes ausdehnen. Ich glaube die Intentionen der Stifter richtig auszulegen, wenn ich in dieser Unterlassung eine Anweisung erblicke, den Begriff so weit zu fassen, als es nur immer durch die Sprache erlaubt ist, also von Kindern zu reden so lange, bis man eben auch im gewöhnlichen Leben sagt: „Das ist kein Kind mehr, sondern ein Jüngling, eine Jungfrau.“ Mit anderen Worten bis zum Ende der Pubertätsentwicklung, welcher Zeitpunkt auch bei vielen ungefähr mit der Schulentlassung zusammenfällt.

Innerhalb dieses Zeitraums lassen sich, wie mir scheint, vier Hauptstadien unterscheiden:

1. Die Zeit bis zum Beginn des Sprechens, das sprachlose Stadium; wobei man wieder auseinanderhalten kann die Zeit, während deren das Kind die Sprache noch nicht einmal versteht, und die Zeit, wo es sie zwar versteht, aber noch nicht selbst gebraucht;
2. die Zeit vom Beginn des Sprechens bis zum Eintritt in die Schule;
3. die Schulzeit bis zum Beginn der Entwicklungsjahre;
4. die Entwicklungsjahre selbst.

Jedes Stadium bietet seine besonderen Probleme und seine besonderen Schwierigkeiten. Es beteiligen sich aber auch verschiedene Kategorien von Beobachtern. Beim ersten und zweiten natürlich vor allem die Eltern, aber auch die Ärzte, während beim dritten und vierten die Pädagogen hinzukommen. Die Psychologen, wenn sie nicht zugleich einer dieser Kategorien angehören, haben das Nachsehen, d. h. sie müssen die Beobachtungen anderer mit ihren allgemeinen Theorien zu verknüpfen suchen.

Diesen verschiedenen Klassen von Beobachtern haften nun durch ihre besondere Stellung zu den Objekten auch besondere Vorteile und Nachteile an, und indem wir diese kurz ins Auge fassen, sehen wir uns sogleich zu methodischen Betrachtungen hingeführt.

Was zuerst die Eltern betrifft, so denken wir hierbei nicht bloß, wie der Amerikaner Monroe in seiner Übersicht, an die Mütter, sondern auch an die Väter. Aber es ist richtig, daß die Väter durch ihren Beruf meist verhindert sind, dem Kinde so anhaltende Aufmerksamkeit zu schenken wie die Mütter. Und eben hierin, in der Kontinuität der Beobachtungen, liegt der unschätzbare Vorteil des elterlichen Kinderstudiums. Dazu kommt noch das intensive Interesse, das Eltern auch den unscheinbarsten Lebensäußerungen ihrer Sprößlinge entgegenbringen. Freilich verknüpft sich dieses Interesse natürlicherweise mit Bewunderung für ihre Leistungen, die den Eltern unerhört oder wenigstens sehr vergrößert erscheinen; am meisten bei den Erstlingen, wo noch die Vergleichung fehlt. Eine andere Fehlerquelle stellt sich gerade bei Vergleichung der Kinder untereinander ein: die Unterschiede erscheinen den Eltern größer als die Ähnlichkeiten, in geistigen wie in körperlichen Dingen, während Fremde leichter die Ähnlichkeiten bemerken.

Gegen diese Fehlerquellen kann nur beständige Selbstkritik schützen, sowie Kenntnisnahme von den Beobachtungen anderer und dem allgemeinen Entwicklungsgang, soweit er bereits ermittelt ist.

Wir haben Beweise, daß tüchtige Leistungen wissenschaftlich gebildeter Eltern so der Kinderpsychologie geschenkt werden können. So waren

Preyer, Darwin und andere als Naturforscher objektiv genug, um ihre Vatergefühle nicht zu sehr überwiegen zu lassen. Aber auch Beobachtungen wie die der Mrs. Moore über ihr Söhnchen und die der Miß Shinn, die ein umfangreiches Werk über ihre Nichte veröffentlichte, müssen hier angereiht werden. Tanten als natürliche Stellvertreter der Eltern unterliegen sonst den genannten Versuchungen oft noch leichter als die Eltern selbst. Das Beispiel aber zeigt, daß der kritische Gleichgewichtszustand auch da erzielt werden kann.

In einer besonders günstigen Lage — wenigstens für die Psychologie günstig — befinden sich die Eltern, die Zwillinge besitzen. Die Entwicklung dieser Wesen, die unter gleichen Bedingungen entstanden sind und aufwachsen und doch oft bedeutende Unterschiede in Anlage und Charakter zeigen, bietet das höchste Interesse. Galton, ein Engländer, hat eine kleine Abhandlung „Geschichte der Zwillinge" geschrieben, worin er schätzbares Material und Anregung gibt, aber es fehlt noch sehr an systematisch durchgeführten Beobachtungen. Es zeigt sich in diesen Fällen, wie Galton bemerkt, ganz besonders, daß die Unterschiede den Eltern größer erscheinen, als die Ähnlichkeiten. Denn natürlicherweise haben die Eltern ein Vergnügen daran, jede noch so geringe Verschiedenheit zwischen den beiden sonst so gleichen Kindern zu registrieren, und

müssen es auch zuweilen aus praktischen Gründen tun, wenn die Ähnlichkeit so groß ist, daß ihnen selbst sonst Verwechslungen passieren könnten. Übrigens gibt es auch eine erhebliche Zahl von Fällen, wo wirklich ausgesprochene Gegensätze in körperlicher und geistiger Hinsicht bei den Zwillingen bemerkt werden. Die Eltern pflegen dann zu sagen, man könne sich überhaupt keine entgegengesetzteren Naturen denken, als ihre beiden Kinder; was natürlich auch mit einem gewissen Abzug zu verstehen ist.

Nach den Eltern treten zunächst die Ärzte in Tätigkeit, nicht immer, aber immer noch oft genug. Sie haben vor anderen voraus, daß ihnen das kindliche Seelenleben in kritischen Momenten offen steht, in allem, was aus dem Menschen quillt, wenn er sich in Gefahr weiß oder Schmerzen leidet. Manches wird ihnen gebeichtet, was selbst den Eltern verhehlt bleibt, und nicht immer bloß Schlechtes. Dazu kommt der geschärfte Blick des Mediziners speziell für die Zusammenhänge des Geistigen mit dem Physischen. Immerhin bleiben es meistens herausgegriffene Momente, die dem Arzt als solchem kundwerden. Er würde daraus allein nicht ein richtiges Bild gewinnen. Jedoch in Kliniken sind systematisch zusammenhängende Beobachtungsreihen an ein und demselben Individuum zu gewinnen, und es können da ja auch die gesunden Funktionen der

kleinen Patienten, ihre Sinnesempfindungen usw. untersucht werden. So haben uns einige Ärzte nach dem Vorgange Kußmauls bereits mit schönen Monographien über die ersten Kinderjahre beschenkt, und wir hoffen sehr auf Fortsetzung.

Es folgen die Pädagogen; welchen Begriff wir im weitesten Sinne nehmen müssen, indem wir die Leiter und mitwirkenden Kräfte an Kinderanstalten jeglicher Art, für normale und abnorme Kinder, auch die geistlichen Seelsorger und überhaupt alle dazurechnen, die außer den Eltern auf die kindliche Seele in einer systematischen Weise Einfluß üben. Sie haben den Vorteil, daß im Laufe der Zeit eine größere Anzahl von Kindern durch ihre Hände geht, daß sie daher besser vergleichen können und natürlich auch im allgemeinen objektiver sind als die Eltern. Andererseits entsteht die Gefahr einer gewissen Schablonisierung. Sie müssen sich notgedrungen Maximen bilden, nach denen sie die Kinder durchschnittlich behandeln und beurteilen, sonst würden sie niemals mit ihrer Aufgabe fertig werden. Auch lernen sie das Kind, wenn sie nicht gerade Elternstelle vertreten, mehr nach bestimmten Richtungen und unter Umständen kennen, wo es sich nicht eben am freiesten und offensten gibt. Daß aber diese Hindernisse auch wieder keine unüberwindlichen sind, zeigt das Beispiel großer Pädagogen, an denen die Kinder mit einem Vertrauen hingen,

um das die Eltern sie beneiden konnten, und die auf jedes einzelne so einzugehen verstanden, als wenn es das einzige wäre. Von solchen darf sich denn auch die Kinderpsychologie das Beste versprechen, wenn sie zugleich wissenschaftlichen Geist besitzen und mit dem Stande der theoretischen Fragen genau vertraut sind, was man freilich gerade von den größten unter ihnen bis jetzt nicht hat sagen können.

Nun endlich die Psychologen. Zu ihnen rechnen wir auch die Physiologen, soweit sie sich für Psychologisches interessieren. Ihr Hauptvorteil besteht darin, daß sie durch die berufsmäßige Beschäftigung mit dem Seelenleben überhaupt, durch die beständige Gewohnheit der Analyse, des Nachdenkens über den Kausalzusammenhang der Seeienerscheinungen die schärfsten Begriffe mitbringen, um die Erscheinungen zu deuten und wissenschaftlich zu bearbeiten. In gewissem Maße läßt sich sogar die Entwicklung des geistigen Seelenlebens aus solchen Kenntnissen *konstruieren*, ähnlich wie der Naturforscher aus der Zergliederung der gegenwärtigen Organismen ihre um Jahrtausende zurückliegende Entwicklung konstruiert. Freilich tappt man dabei auch vielfach im Dunkeln, und der Psychologe wäre töricht, wenn er sich nur auf solche Konstruktionen verlassen wollte, wo er die lebendige Wirklichkeit zur Kontrolle vor sich hat.

So müssen sich denn notwendig alle an der Kindesforschung Beteiligten gegenseitig ergänzen. Natürlich kann auch ein und derselbe Mensch mehreren Kategorien zugleich angehören und so die Ergänzung einigermaßen in sich selbst finden. Hauptsächlich aber liegt sie in der Vereinigung, und eben dazu ist auch unser Verein gegründet.

Die Methoden nun, nach welchen wir überhaupt in das kindliche Seelenleben eindringen können, ob wir nun der einen oder anderen Kategorie angehören, laufen hauptsächlich darauf hinaus, daß wir aus Beobachtungen und Versuchen an Kindern Schlüsse ziehen. Sie gehören zu den sogenannten indirekten Methoden, auf die wir auch bei der Tierpsychologie angewiesen sind. Doch gibt es zwei Wege, die man der direkten Methode zuzählen kann, und die ich zuerst erwähnen will, aber nur kurz, da sie nicht die Hauptrolle spielen. Ich meine die Erinnerung an die eigene Kindheit und die Benützung von Aufzeichnungen der Kinder, in welchen Selbstbeobachtungen enthalten sind.

Erinnerungen an die eigene Kindheit haben wir in vielen Selbstbiographien bedeutender Menschen von Augustinus bis zum heutigen Tag, und man kann auch einige Romane dazuzählen, die aus dem eigenen Leben geschöpft sind, wie Kellers „Grüner Heinrich". Aber wie in diesem Fall, so ist auch bei den eigentlichen Lebensbeschreibungen Wahr-

heit und Dichtung schon vom Erzähler selbst nicht immer leicht zu scheiden, geschweige vom Leser. Ich will ein Beispiel erzählen, wie sehr einen die eigene Erinnerung täuschen kann. Ich hatte noch in meinen späteren Kinderjahren die Idee, daß ich mich früher sehr häufig über den Boden erhoben und eine Zeitlang in der Luft schwebend erhalten hätte, bloß durch einen Willensakt. Das war mir so lebendig in der Erinnerung, daß ich den Eindruck hatte, es müßte mir auch jetzt noch möglich sein. Vermutlich hatte ich als Kind derartiges häufig geträumt, aber mit solcher Lebendigkeit, daß ich die Erinnerungsbilder davon nicht von den Erinnerungen an das wache Leben unterscheiden konnte. So mögen Eindrücke aus dem Traumleben sich in die spätere Zeit hinübererhalten und die Erinnerung fälschen. Ebenso ging es mir mit einer wunderschönen Gebirgsgegend, die ich längere Jahre in der Nähe von Partenkirchen suchte, auf Grund eines ganz bestimmten Erinnerungsbildes, das mir davon vorschwebte. Ich glaubte den Weg weiter zu wissen, wenn ich nur erst den Anfang gefunden hätte. Aber den Anfang fand ich nicht, kam vielmehr allmählich durch Überlegungen zu der Erkenntnis, daß ein Phantasiebild mich getäuscht hatte, das sich wahrscheinlich wieder aus dem Traumleben in das wache hinüberverirrt hatte. So leicht, wie in diesen Fällen, wo es sich wesentlich um äußere Ereignisse handelt,

ist aber die Entdeckung des Betruges, den uns die eigene Erinnerung spielt, meistens nicht; und das ist eine große Fehlerquelle.

Hierzu kommt, daß wir uns an viele Dinge zu erinnern glauben, die wir doch nur aus den Erzählungen anderer kennen. Dies gilt namentlich von den ersten Kinderjahren. Die Erzählungen brauchen ja nicht falsch zu sein, im Gegenteil, sie sind oft besser verbürgt als die Erinnerungen. Nur ist die Bürgschaft ganz anderer Art, und bei der Prüfung muß man beide Quellen scharf auseinanderhalten.

Kürzlich haben Victor und Catherine Henri eine Enquête veröffentlicht über die ersten Erinnerungen aus der Kindheit (Année psychologique III p. 184). Sie erhielten aus verschiedenen Ländern 123 Antworten auf die elf Detailfragen, die sie gestellt hatten. Die meisten dieser 123 Personen konnten irgendein Ereignis als das erste nach ihrer Erinnerung bezeichnen, nur drei Personen nicht. Das waren vielleicht die gewissenhaftesten. Bei sechzehn Personen lag jenes Ereignis innerhalb der ersten achtzehn Monate, bei einer sogar im sechsten Monat. Es scheint mir nun mehr als gewagt, daß die Autoren dies alles mitzählen und tabellarisieren, während doch der größte Verdacht entstehen muß, daß es sich um Ereignisse handelte, die dem Betreffenden später von den Eltern usw. erzählt wurden. Es wird sogar in einigen Fällen ausdrücklich berichtet,

daß dieses geschehen war (p. 187: qui souvent lui ont été rappelées dans son enfance et dans son adolescence. p. 188: On lui a bien souvent raconté ce fait.) Auch hier darf ich vielleicht eine eigene Erfahrung einflechten. Ich wurde als Kind von etwa $1^1/_2$ Jahren einer Operation unterzogen; dabei passierte es, daß das Dienstmädchen, als es Blut sah, das Licht fallen ließ und alles in Dunkelheit versetzte, wobei ich mich ums Haar verblutet hätte. Diese Szene glaube ich ganz deutlich vor mir zu sehen, auch die Stelle des Zimmers usw. Sie war mir öfters erzählt worden, und es ist mir gewiß, daß nur auf Grund von Erzählungen jenes Bild entstanden ist.

Man muß sich also gegenüber den eigenen Erinnerungen, auch wenn sie sehr lebendig sind, wie ein Geschichtsforscher verhalten, der allen kritischen Apparat und alle objektive Kontrolle anwendet, die nur möglich sind. Selbst die inneren Zustände späterer Jahre sind nicht ohne weiteres getreu zu reproduzieren. Wer wollte z. B. die Stimmungen der späteren Kindheit wieder erneuern in ihrer vollen Farbenpracht und nach ihrer unbeschreiblichen Eigentümlichkeit? Das sind Zustände, die so sehr an die augenblickliche Körperbeschaffenheit geknüpft sind, daß man sich später nicht mehr hineinversetzen kann.

Eine zweite Quelle sind dann die Selbstaufzeichnungen von Kindern über ihre inneren Erlebnisse, in Tagebüchern, in vertrauten Briefen an

Freunde und Freundinnen. Der Hauptübelstand hierbei ist, daß man sie nur in den seltensten Fällen zu lesen bekommt. Es steht wohl in jedem Mädchentagebuche der Schwur, daß „niemals ein menschliches Auge diese Zeilen erblicken wird", und im großen und ganzen wird er ja auch gehalten, vielleicht mit Ausnahme des späteren Ehegatten. Jedenfalls die breitere Öffentlichkeit pflegt nichts davon zu erfahren. Knaben sind schon sorgloser im Liegenlassen ihrer Tagebücher, aber viele Eltern tragen doch Bedenken, davon Einsicht zu nehmen, um sich nicht sagen zu müssen, daß sie das arglose Vertrauen ihres Kindes mißbrauchen. Glauben sie es doch tun zu dürfen, so ist's aus pädagogischen Gründen, um besser auf das Kind einzuwirken, nicht aber aus psychologischen, um für die Theorie aus diesem Wissen Kapital zu schlagen. Also diese Quelle kommt fast nicht in Betracht, es sei denn etwa, daß der Psychologe selbst seine früheren Kinderaufzeichnungen benützt.

Wollte man sie in irgendwelchem Umfange nutzbar machen, so müßten die Kinder zu fortlaufenden Selbstbeobachtungen und Aufzeichnungen angehalten werden. Aber man weiß, was dann herauskommt: sie schreiben dann eben für andere und mit Rücksicht auf das geehrte Publikum, zunächst auf die Eltern oder Lehrer. Auch ist kaum zweifelhaft, daß das pädagogische Interesse hier wieder mit dem

psychologischen in Kollision käme, da systematisch fortgesetzte Selbstbeobachtung in allen Richtungen, die den Psychologen interessieren würden, für die eigene Entwicklung des Kindes geradezu schädlich wirken müßte.

Die Hauptmethode bleibt als die objektive oder indirekte Erforschung des kindlichen Seelenlebens. Nicht das Seelenleben in sich selbst, sondern seine Äußerungen werden untersucht und aus diesen werden Rückschlüsse gezogen.

Wir können die Gesamtheit dieser Untersuchungen in zwei Gruppen zerlegen: Einzeluntersuchungen, die sich nur auf ein oder wenige Kinder beziehen, an diesen aber gewisse Fragepunkte möglichst allseitig erledigen, und statistische Untersuchungen, deren Schwergewicht auf der Menge der Individuen liegt, über welche Beobachtungen gemacht werden.

1. Die Einzeluntersuchungen kann man wieder in zwei Klassen scheiden: Beobachtungen und Versuche ohne Anwendung der Sprache und solche mit Anwendung der Sprache.

a) Bei dem sprachlosen Verfahren, das wir bei Säuglingen in der ersten Zeit allein anwenden können, das aber natürlich auch später nicht ausgeschlossen ist, erfolgen sowohl Einwirkung als Rückwirkung so, als hätten wir es mit Pflanzen oder mit Käfern zu tun. Hierbei stehen uns als Äußerungen des Kindes, worauf wir unsere Schlüsse bauen, alle sichtbaren

Bewegungen zu Gebote: die der Extremitäten, der Gesichtsmuskeln, der Brust, ferner die Drüsensekretionen, die unartikulierten Lautäußerungen, die Pulsveränderungen usw. Je nach den Veranlassungen aber können wir unterscheiden: Reaktionen des Kindes auf äußere und auf innere Reize. Durch die äußeren Reizungen oder bei Gelegenheit solcher können wir das Erwachen der Sinnesfunktionen und der elementaren Lust- und Unlustgefühle, später auch die durch Empfindungen ausgelösten Gedächtnisbilder und intellektuellen Tätigkeiten ermitteln. Wichtig sind aber auch die Reaktionen auf innere Reize, die sogenannten spontanen Bewegungen. Das Kind ist ja ein äußerst beweglicher Gegenstand, der fortwährend auch inneren Antrieben Folge leistet, und dies in viel höherem Maße als der Erwachsene, der seine Bewegungen zu unterdrücken gelernt hat. Die Hauptfrage in dieser Richtung, die spontanen Bewegungen anlangend, gilt der Entstehung der Willensäußerungen, wenn es auch nicht richtig sein würde, willkürliche Bewegungen und spontane Bewegungen einander gleichzusetzen.

Diese Beobachtungen und Versuche vor aller Anwendung der Sprache sind überhaupt von besonderer Wichtigkeit, weil in der allerersten Zeit doch schon die Grundlagen des ganzen geistigen Lebens gebildet werden. Wahrscheinlich kommen sogar schon ziemlich früh allgemeine Begriffe ins

Spiel, die dann das Verständnis und die Entwicklung der Sprache selbst erst einleiten. Also die genetische Forschung führt, wenn sie gründlich sein will, überall in diese dunkle und schwer zugängliche Region zurück.

Und worin liegen die Schwierigkeiten, wenn wir ihnen einmal scharf ins Auge sehen? Sie liegen hauptsächlich darin, daß wir uns zunächst in einem Kreis herumdrehen. Wir beobachten bestimmte Bewegungen. Eine Bewegung kann aber sehr verschiedene Ursachen haben. Sie kann willkürlich, unwillkürlich sein, kann auf einem Affekt beruhen, kann rein physiologisch ohne jedes Bewußtsein erfolgen usw. Welche psychologischen Zustände dürfen wir nun im Säugling voraussetzen, welche nicht? Wir haben — scheint es — keinen anderen Anhaltspunkt als wieder die Bewegungen, da das innere Leben des Kindes uns nur durch die Bewegungen bekannt wird. Also z. B.: eine Bewegung, die wir beobachten, sieht so aus, als ob das kleine Würmchen sich ärgerte. Kann es sich aber überhaupt schon ärgern, ist es zu Gemütsbewegungen dieser Art fähig? Woher können wir das wissen? Oder: eine Bewegung sieht so aus, als ob sie aus einer bestimmten Überlegung und einem dadurch veranlaßten Willensentschluß hervorginge. Ist es aber zu Überlegungen, und zwar von dieser Art, und ist es zu einem eigentlichen Wollen schon fähig? Wie sollen wir das entscheiden?

Kurz, wir interpretieren die Bewegungen und — wir stützen dabei unsere Interpretation auf eben das, was wir interpretieren wollen.

Aus diesem Zirkel ist nur auf eine Weise herauszukommen: durch die Zergliederung des bereits entwickelten Seelenlebens. Man muß sich vergegenwärtigen, was beim Erwachsenen in einer bestimmten Gemütsbewegung oder in einem Willensakt alles enthalten ist, und welche Voraussetzungen zu seinem Zustandekommen in jedem Falle wesentlich sind. So kommen wir durch Analyse der Seelentätigkeiten der Erwachsenen auf die einfachsten Faktoren, welche darin enthalten oder dazu erforderlich sind; und wir haben dann ein Recht, anzunehmen, daß die zusammengesetzteren Tätigkeiten später auftreten als die einfacheren, und daß ebenso die von Gedächtnis, Übung, Gewöhnung, Erfahrung u. dgl. abhängigen Tätigkeiten später erscheinen als die davon unabhängigen. Wenn z. B. zu einer Gemütsbewegung Vorstellungen oder Urteilstätigkeiten erforderlich sind, die eine längere Erfahrung voraussetzen, so ist klar, daß diese Gemütsbewegung nicht ursprünglich vorhanden sein kann, und wir können öfters auch ungefähr einen Zeitpunkt angeben, vor welchem sie nicht vorhanden sein kann.

Ein belehrendes Beispiel bietet das Erschrecken. Wir sind ohne weiteres geneigt, jedes Zusammenfahren bei äußeren Eindrücken auf ein Erschrecken

im eigentlichen Sinne zu deuten, d. h. auf eine Gemütsbewegung. Aber es ist unleugbar, daß die Vorstellung einer Gefahr, eines schädlichen, fürchterlichen Ereignisses im Begriff des Schreckens im eigentlichen Sinn enthalten ist, und daß diese Vorstellung Erfahrung voraussetzt. Das ursprüngliche Zusammenfahren kann also nur als ein physiologischer Reflex gedeutet werden, wenn er sich auch wohl aus Erlebnissen der Erwachsenen früherer Generationen, wo wirkliche Erfahrungen zugrunde lagen, vererbt haben mag.

Die Frage ist besonders akut geworden bezüglich des Wollens. Wundt hat aufs lebhafteste dagegen polemisiert, daß man das Wollen als Entwicklungsprodukt im individuellen Leben ansehe. Schon die allerersten Bewegungen seien Willensäußerungen. Es kommt natürlich darauf an, was man unter Wollen versteht. Gewöhnlich setzt man dabei die Vorstellung des Erfolges voraus, und Wundt kann nicht umhin, den Begriff auch wieder in diesem engeren Sinne zu nehmen. In diesem Falle folgt aber, daß das Wollen nichts Ursprüngliches sein kann. Die Frage der Entstehung ist also abhängig von der Analyse und Definition des Begriffes auf Grund der Selbstbeobachtung des Erwachsenen.

Man erkennt an diesem wichtigen Beispiel aufs deutlichste die eigentümliche Lage der Kinderpsychologie: die Psychologie des Erwachsenen ist die Vor-

aussetzung der Kinderpsychologie, nicht etwa umgekehrt. Ohne feste und bestimmte Begriffe über die Elemente des Seelenlebens und ihr Zusammenwirken, wie wir es jetzt in uns beobachten, ist es ganz fruchtlos, über das Seelenleben der Kinder wissenschaftlich zu disputieren; und solange wir über die Grundfragen in jener Hinsicht nicht einig sind, werden wir es auch nicht sein bei der Interpretation des kindlichen Seelenlebens.

Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß in der Durchführung beides Hand in Hand geht. Es wird auch die Analyse des erwachsenen Seelenlebens ergänzt werden müssen durch die beständige Rücksichtnahme auf die Möglichkeit, sich dessen Entwicklung ungezwungen zurechtzulegen. In solcher Wechselwirkung der beiden Betrachtungsweisen liegt kein Zirkel, solange wir nur immer festhalten, daß eine davon die primäre und ausschlaggebende ist.

Ich glaube, verehrteste Anwesende, wir werden in den Diskussionen unseres Vereins beständig auf diesen Punkt hingeführt werden. Alles spitzt sich zu auf die allgemeinen psychologischen Fragen. Hiermit möchte ich diejenigen, die nicht Fachpsychologen sind, und die gebildeten Laien unseres Vereins in keiner Weise abschrecken, sich zu beteiligen. Denn wir sind von der Unvollkommenheit der allgemeinen Psychologie hinreichend durchdrungen und nichts weniger als stolz auf ihren bisherigen Besitz

an festen Begriffen. Doch sind wir wenigstens vertraut mit den Streitfragen und Alternativen, um die es sich handelt, und würden uns sehr freuen, wenn aus diesem Kreise Anregungen und Material für die Weiterführung erwüchsen.

b) Die zweite Klasse der Beobachtungen und Versuche ist charakterisiert durch die Anwendung der Sprache, sei es nun von seiten des Beobachtenden oder auch von seiten des Kindes selbst. Die Kinder werden hier als bewußte Reagenten zur Lösung von Aufgaben gebraucht. Dahin gehören die bereits vielfach in Angriff genommenen Studien über die Fähigkeit, Farben oder andere Sinneseindrücke zu erkennen und zu benennen, über die Gefühlswirkung der verschiedenen Sinnesreize, über die Fähigkeit räumlicher und zeitlicher Abschätzung, über Reproduktion von Gegenständen durch Zeichnungen, über das Beschreiben von gesehenen Bildern, wie es im Anschauungsunterricht geschieht, über Wiedererzählung von Geschichten, über die Fähigkeit, aus einer Anzahl von Wörtern Sätze oder Erzählungen zu bilden, über die Schnelligkeit und Genauigkeit von Bewegungen, über das Gedächtnis nach den verschiedenen Richtungen, über Suggestionsfähigkeit, über Ausdauer, Ermüdung, Verhalten gegen Schmerz, über die Entstehung der Furcht, des Schamgefühls, über das Lügen der Kinder usf.

Dann die speziellen Beobachtungen und Versuche an Blinden, Taubstummen, an den sogenannten Einsinnigen, die nur auf den Tastsinn angewiesen sind, wie Laura Bridgman, endlich an Schwachsinnigen und Idioten. Die Leiter und Lehrer an entsprechenden Anstalten und die Erzieher einzelner Individuen dieser Art machen fortgesetzte systematische Versuche in allen den genannten Beziehungen, Versuche, die sich aber methodisch noch vielfach verfeinern lassen, wenn man die Hilfsmittel der modernen Psychophysik dazunimmt. Dadurch werden höchst wertvolle Ergänzungen zur Normalpsychologie des Kindes geboten, sofern die Natur hier gleichsam psychologische Vivisektion für uns macht, Stücke aus dem normalen Seelenleben herausschneidet und so die Gelegenheit darbietet, zu sehen, was aus dem Übriggebliebenen entwickelt werden kann, und auf welche Weise.

Auf der andern Seite stehen die sogenannten Wunderkinder, an denen eine rapide Entwicklung nach einzelnen Seiten studiert werden kann, so daß wir die Grenzen des Möglichen unter abnorm günstigen, ebenso wie vorher unter abnorm ungünstigen, Verhältnissen kennen lernen.

Eine wichtige Fehlerquelle bei solchen Versuchen ist die unwissenschaftliche Geistesverfassung der Kinder. Man darf sie nicht mit den Beobachtern in Laboratorien verwechseln. Namentlich bei größeren Versuchsreihen, wie sie für die meisten Zwecke

unentbehrlich sind, geht den Kindern vor den Schuljahren leicht die Geduld aus. Es fehlt an Konzentration und an Interesse für die Sache, zuweilen auch an Gewissen. Der kleine Schalk, dem die Heiligkeit der Wissenschaft noch nicht aufgegangen ist, macht sich nichts daraus, dem Experimentator auch einmal etwas aufzubinden oder wenigstens aufs Geratewohl eine Aussage zu machen. Hier muß eben die Geduld des Examinators selbst um so größer sein, und er muß, statt eine Reihe lange fortzusetzen, lieber oft in kleinen Dosen und an verschiedenen Individuen auf dieselbe Sache zurückkommen.

Eine andere Fehlerquelle liegt in der Fragestellung, die gegenüber Kindern besonders schwer vollkommen eindeutig zu fassen ist. Manchmal betreffen die bisher gestellten Fragen auch wissenschaftlich Selbstverständliches oder Dinge, auf die weder theoretisch noch praktisch etwas ankommt.

Weitere Fehler drohen bei der Ausdeutung der Ergebnisse. Man hält sich z. B. nicht genügend gegenwärtig, welch andere Ursachen statt der zunächst vermuteten dasselbe Ergebnis herbeiführen können, und daß auch mehrere zusammenwirken können. Ein berühmtes Beispiel bietet die Hypothese des Augenarztes Magnus, daß die Farbenempfindungen noch in historischer Zeit eine Entwicklung durchgemacht hätten, weil die Farben*benennungen*

nicht immer so vollständig waren wie heute; was dann auch durch die Kindheitsgeschichte (Ontogenie) bestätigt wird. So interessant die Tatsachen, so falsch war der Schluß, da die Reihenfolge im Gebrauch der Farbenbezeichnungen nicht direkt und allein von den Sinnesempfindungen als solchen, sondern auch von dem Gefühlseindruck und der Richtung der Aufmerksamkeit abhängig ist.

Endlich liegen oft Fehler in der Beschreibung der Ergebnisse. Bei Beobachtungen und Versuchen, die von so vielen minutiösen Einflüssen abhängen, muß auch in dem Bericht alles angegeben werden, was irgend in Betracht kommt, sonst fehlt die Überzeugungskraft. Allzuhäufig muß man sich fragen: Hat der Mann nicht die und jene Vorsichtsmaßregel, die und jene Modifikation der Umstände versucht? Warum erwähnt er es nicht, um Zweifel auszuschließen? —

Die Ziele, auf die wir bei allen diesen Untersuchungen lossteuern, sind wesentlich die beiden: Erkenntnis der Anlagen und Erkenntnis der Faktoren, durch welche die Anlagen nach bestimmten Richtungen entwickelt werden. Die Fragen sind aber nicht voneinander zu trennen, da wir als Anlage zunächst eben nur negativ das bezeichnen können, was nicht durch Entwicklung erzeugt ist. Es empfiehlt sich, auf dieses Problem aus methodischen Gesichtspunkten einen Blick zu werfen.

Jeder weiß aus dem Leben, daß die Menschen mit verschiedenen Anlagen geboren werden. Nur einzelne ältere Psychologen, besonders solche mit pädagogischen Neigungen, verhielten sich fast ganz ablehnend gegen diese Tatsache. Dies hing, abgesehen von spekulativ-philosophischen Gründen, zusammen mit dem übergroßen Vertrauen auf die Kunst der Pädagogik. Darum standen auch gewisse Denker der Aufklärungszeit, wie Helvetius, auf diesem Standpunkt. Damals meinte man, aus jedem Menschen alles machen zu können. Jetzt sind wir darin ganz bedeutend heruntergestimmt.

Eine andere Frage ist aber, wie man den Begriff der Anlage genauer zu definieren hat und worin eigentlich die Verschiedenheiten der Anlagen bestehen. Hier beginnen die Schwierigkeiten. Was man Verstand, Willenskraft, Charakter, Einbildungskraft, künstlerische Begabung usw. nennt, das sind ja keine einfachen, sondern recht zusammengesetzte Fähigkeiten. Es gilt, die letzten Wurzeln davon aufzufinden: inwieweit ist die Beschaffenheit der Sinnesempfindungen maßgebend, die Beschaffenheit der Lust- und Unlustgefühle? ist die Richtung der Aufmerksamkeit schon von Anfang an verschieden? usw. Hier muß wieder die Analyse des Erwachsenen zusammenwirken mit den Beobachtungen am Kinde. Die Freilegung der Wurzeln der Individualität kann nur als ein sehr fern liegendes Ziel gelten, aber es

muß uns fortwährend bei den Untersuchungen vorschweben.

Wenn wir im voraus wüßten, was einmal aus unsern Kindern werden wird, dann könnten wir freilich auch mit der Wissenschaft rasch zum Ziele kommen. Aber daran hängt es. Ich habe bei meinem Ältesten mit Geduld und Begier alles auf das musikalische Gehör Bezügliche notiert, was mir zufällig aufstieß oder durch Versuche sich ergab, weil ich dachte, er könnte als Sohn musikalischer Eltern etwas Musiktalent mitbekommen haben. Inzwischen ist er — Maler geworden.

Eine der wichtigsten Fragen ist die nach den moralischen Anlagen, worauf neuerdings die Theorien Lombrosos vom geborenen Verbrecher, eine moderne Form der Lehre von der Erbsünde, die Aufmerksamkeit wieder besonders hingelenkt haben. Hier ist noch ungeheuer viel zu tun, sowohl was die Tatsachen als was die Begriffe anlangt. In begrifflicher Hinsicht müssen namentlich direkt moralische Anlagen und der Moralität günstige Anlagen unterschieden werden. Was man anführt, bezieht sich fast immer auf die letztere Klasse. Anlagen zum Mitleid, zur Mitfreude u. dgl. sind nicht unmittelbar moralische Anlagen, wenn sie auch für die Entwicklung der Moralität günstig sind. Die Tatsachen selbst aber würden sich eindeutiger feststellen lassen, wenn man nur wieder im voraus wüßte, welches von den

Kindern später einmal ein Verbrecher zu werden gedenkt. Dann könnte man systematisch alle möglichen Gegengifte in Anwendung bringen und beobachten, ob es trotzdem auf die schiefe Bahn gerät. Gewöhnlich fehlt es eben auch an der Erziehung. Infolgedessen läßt sich nicht bestimmt der Anteil der ursprünglichen Natur ermessen. Immerhin bieten die Anstalten für verwahrloste Kinder u. dgl. wie auch der Lauf des gewöhnlichen Lebens Annäherungen an das verlangte Experiment. Es hat namentlich Geheimrat Baer in Plötzensee in seinem verdienstlichen Buch über den Verbrecher die Wichtigkeit von Kinderstudien in dieser Hinsicht betont.

Auch dies müssen wir uns noch gegenwärtig halten, daß eine Anlage natürlich nicht notwendig sogleich am Anfang des Lebens in die Erscheinung treten muß. Es gibt Anlagen genug, die erst in späterer Zeit, namentlich in der Pubertätszeit, wirksam werden und die doch angeboren sein müssen.

Ferner fällt das Angeborene keineswegs zusammen mit dem Vererbten. Nicht alle angeborenen Eigenschaften und Fähigkeiten des Kindes brauchen sich schon an den Eltern oder Großeltern vorzufinden. Dies gilt ja auch von den rein körperlichen Merkmalen. Wie die Blätter eines Baumes alle verschieden sind, so auch die elterlichen Keimzellen, aus denen ein neuer Mensch entsteht, und es können sich unter diesen sogenannten zufälligen Varia-

tionen auch einmal recht bedeutende Abweichungen finden.

Man wird indessen natürlich immer ein besonderes Augenmerk darauf zu richten haben, wieweit sich auffallendere Eigentümlichkeiten eines Kindes schon in früheren Generationen vorfinden. Dabei kann aber auch wieder nicht ohne weiteres, wenn der Sohn eines Musikers Musiker und der Sohn eines Verbrechers Verbrecher wird, und so vielleicht durch drei, vier Generationen, auf Vererbung, beziehungsweise erbliche Belastung geschlossen werden. Statt der physischen Vererbung kann auch das Aufwachsen in der elterlichen Umgebung und den elterlichen Traditionen schuld sein. Ein großer Teil des in den Büchern über Erblichkeit angehäuften Materials verliert damit seine volle Beweiskraft. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit mag immer resultieren, aber ein strenger Beweis setzt voraus, daß die anderen Erklärungsgründe als unzureichend dargetan werden.

Diese Studien über Anlagen und Erwerbung hängen nun weiter auch zusammen mit dem, was man Individualpsychologie genannt hat, besser Typenpsychologie, d. h. Festsetzung der wesentlichsten Unterschiede in der psychischen und psychophysischen Verfassung der Menschen. Schon die alte Lehre von den vier Temperamenten war ein Anfang dazu. Jetzt hat man von verschiedenen Seiten

Listen von Merkmalen (tests, épreuves) aufgestellt, die man als charakteristisch für ein Individuum ansieht, wonach man es einreihen kann in diese oder jene Gruppe; z. B. die Unterschiedsempfindlichkeit für verschiedene Sinne, die „Reaktionszeit", Muskelkraft, Schnelligkeit und Grad der Ermüdung und der Übung, vorherrschende Vorstellungen (je nachdem einer mehr in akustischen oder optischen oder motorischen Vorstellungen denkt) usw. Besonders wichtig wären solche Eigenschaften, die als Grundeigenschaften betrachtet werden können, mit denen eine ganze Reihe anderer regelmäßig gesteigert oder geschwächt erscheint.

Bei den Erwachsenen kann es sich hierbei nun aber um erworbene und um angeborene Eigentümlichkeiten handeln. Die erworbenen können auch wieder verschwinden. Selbst die angeborenen sind nicht absolut unveränderlich im Laufe des Lebens, wenn auch der horazische Spruch: „Die Natur magst du mit Gewalt austreiben, immer wird sie zurückkehren" im allgemeinen gewiß richtig ist. Jedenfalls darf man nicht etwa daran denken (was manchem vielleicht vorschwebt), daß wir dahin kommen könnten, ein Individuum durch eine Summe solcher Merkmale so zu definieren, daß man es jederzeit daran wiedererkennen könnte, ähnlich wie dies in körperlicher Hinsicht durch das System Bertillons in einer für die Polizei so erfreulichen Weise geleistet ist. Die

geistigen Fähigkeiten sind nicht so stabil, wie die Knochen des Körpers.

Gerade wegen der Verschmelzung des Erworbenen und des Angeborenen beim erwachsenen Menschen ist nun wieder die Kinderpsychologie auch für diese Typenuntersuchungen wichtig, sofern sie dazu hilft, beides voneinander zu trennen.

Prinzipielle Streitigkeiten in bezug auf die Individualpsychologie betreffen die Auswahl der Kriterien. Die Franzosen (Schule Binets) nehmen zusammengesetztere Erscheinungen, die Deutschen (besonders Schule Kräpelins) einfachere. Die Deutschen z. B. Reaktionszeit, Schnelligkeit des Addierens oder Memorierens einfacher Zahlen, Ermüdungsgrad, wie er durch den „Ergographen“ festgestellt wird u. dgl. Die Franzosen z. B. die sogenannte Einbildungskraft, wodurch man auch im Leben Individuen zu unterscheiden pflegt. Nun mißt man im letzten Fall etwa die Leichtigkeit und den Reichtum der Erfindung, indem man die Aufgabe stellt, aus drei Hauptworten einen Satz zu bilden. Man erhält dann mehr oder minder geistreiche Antworten. Z. B. es sind zu verknüpfen: „Baum, Tintenfaß, Pferd“. Das eine Kind schreibt: „Ich habe gekauft einen Baum, ein Tintenfaß und ein Pferd.“ Das andere aber: „Ich habe mein Tintenfaß umgestoßen, darauf hat mein Vater mir gesagt, daß ich nächsten Sonntag nicht aufs Pferd steigen darf, um den Baum von Robinson zu sehen.“

(Année psychol. II p. 444.) Oder es wird, um die „Auffassungsfähigkeit“ zu messen, die Beschreibung eines gesehenen Bildes verlangt. Methoden, die übrigens längst in den Schulen bei uns eingeführt sind, auch teilweise in gesellschaftlichen Unterhaltungen eine Rolle spielen. Diese Art von Kriterien hat, meine ich, in der Tat pädagogische Bedeutung; wogegen die einfacheren Funktionen eine exaktere Durchführung gestatten, Zahlenwerte liefern und in praktischer Hinsicht sich als diagnostische Hilfsmittel für den Irrenarzt bewähren sollen. Bei der Zergliederung der Umstände, die auf die sogenannten einfachen Funktionen Einfluß gewinnen, stößt man freilich auch oft auf starke Verwicklungen. Auch vermisse ich bei Kräpelin bis jetzt die Berücksichtigung der Gefühlsseite, da doch unsere ganze Seelenmaschinerie in stärkstem Maße, zuletzt vielleicht sogar ausschließlich durch Gefühlszustände getrieben wird (auch das Interesse ist wohl als ein Gefühl zu fassen).

Wie man übrigens fehlgehen kann, wenn man, ohne ein Kind näher zu kennen, aus einem einzelnen Versuch seine Individualität bestimmen will, sehen wir an einem Erlebnis Binets. Er hatte nach den gelieferten Beschreibungen eines Bildes fünf Schüler unter den „Gefühlstypus“ (type émotionnel) eingereiht. Der Schuldirektor aber, der sie von länger her kannte, bezeichnete vier davon als „kalt, trocken,

wenig empfindlich“ (Année psychol. III, p. 322). Wer hat nun recht? Wahrscheinlich doch der Schuldirektor. Man wird daher wohl zugeben müssen, daß der Vorzug, schneller als Kräpelin zum Ziele zu kommen, welchen Binet für seine Methode in Anspruch nimmt, nicht so ganz fraglos ist, und daß überhaupt die Individualpsychologie des Kindes selbst noch in den Kinderschuhen steckt. Doch hat sie gute Anlagen.

2. Wir haben unterschieden individuelle Untersuchungen und statistische Untersuchungen und wollen nun zum Schluß noch einige Worte über die statistischen beifügen. Man wird sich überhaupt niemals auf ein einziges Kind beschränken, wenn es auch systematischer als andere untersucht wird, sondern immer andere zur Vergleichung mit heranziehen; und man wird auch darauf achten, ob eine Erscheinung mehr oder weniger häufig vorkommt. Geschieht dies nun in großem Maßstabe, so sprechen wir von statistischen Untersuchungen. Sie bestehen in der Sammlung großer Anzahlen von einzelnen Beobachtungen, um Zahlenverhältnisse zu gewinnen und aus diesen Zahlenverhältnissen Schlüsse zu ziehen. Solche sind für die Kinderpsychologie besonders in Amerika aufgekommen und da in ganz erstaunlicher Weise auf Anregung von Stanley Hall organisiert worden. Die Schulen bieten ja hiezu eine leichte Gelegenheit, ich möchte fast sagen, sie

verführen dazu. Auch in Frankreich sind besonders auf Anregung von Binet solche psychologischen Statistiken aufgekommen. Es werden dabei aber überall auch physiologische Umstände ausgiebig berücksichtigt, Körpergewicht, Muskelkraft usf., um die Beziehungen zu den geistigen Leistungen zu ermitteln. Wundern Sie sich also nicht, Verehrteste, wenn Ihnen neben den Einwohnerlisten, Vermögens- und anderen Listen, die ein preußischer Bürger auszufüllen hat, nun auch noch Listen über die Eigenschaften Ihrer Kinder vorgelegt werden sollten.

Aber die Statistik hat bekanntlich auch ihre besonderen Haken. Es ist, als wenn sich mit den großen Zahlen auch die Fehlerquellen vergrößern. In Amerika hat man Fragebogen versandt über eine große Menge von Punkten, mit Anweisungen hinsichtlich der Verwendung. Ein ungeheures Material ist so zusammengekommen. Aber es ist auch eine Reaktion dagegen eingetreten. Münsterberg (Harvard-Universität) hat lebhaften Protest erhoben, und man muß ihm in vieler Beziehung recht geben. Es sind teilweise Fragen, auf die man die Antwort, soweit sie überhaupt Bedeutung hat, im voraus wissen kann, oder deren Beantwortung gar kein Interesse hat, weder wissenschaftlich noch pädagogisch. Es wird da eine Statistik über die Puppen angeführt, wonach unter 845 Kindern 191 die Wachspuppen bevorzugen,

163 Papierpuppen, 153 Porzellanpuppen usw., was doch höchstens für die Fabrikanten wichtig ist. Nicht alle Beispiele sind so kraß, aber viel ist bei dieser ganzen Statistik in der Tat noch nicht herausgekommen. Ich bin mit Münsterberg der Meinung, daß das Studium der einzelnen Kinder bei weitem höher steht als die Statistik, in welcher der einzelne verschwindet. „Kunst und Wissenschaft", sagte mein unvergeßlicher Freund Wilhelm Scherer in seinem Buch über Jakob Grimm, „Kunst und Wissenschaft sind keine Güter, zu deren Erreichung Assoziation und Organisation der Massen viel helfen können". Man braucht darum die Statistik keineswegs überhaupt zu verwerfen, sie kann unter Umständen auch sehr nützlich und lehrreich werden, aber man muß die Fragen ganz besonders sorgfältig wählen, ehe solch ungeheurer Apparat ins Werk gesetzt wird, und darf die Massenarbeit nicht mehr, als wirklich nötig ist, in Anspruch nehmen, sonst wird die Kinderpsychologie nur diskreditiert. Die Frage, die einer statistisch untersuchen will, muß er vorher schon auß allereingehendste studiert und dabei gefunden haben, daß in einem gewissen Punkte sich das Problem auf eine statistische Untersuchung zuspitzt und mit zwingender Notwendigkeit dahin drängt. Das wird nicht in allzu vielen Fällen eintreten.

Jedenfalls ist ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen der Statistik, die von einem und zwar

einem entsprechend Vorgebildeten, und einer Statistik, die von vielen Nicht- oder nur Halbvorgebildeten aufgenommen wird. Die erste hat weitaus den Vorzug. Sie allein gestattet, bei auffallenderen Befunden sofort den Ursachen näher nachzugehen und die Fragen, die Kreise, an die sie gerichtet werden, und die Versuchsumstände nach Maßgabe der bisherigen Befunde jederzeit so zu modifizieren, wie es für die Untersuchungsziele am nützlichsten erscheint. Sie ist ein unentbehrliches, vollwichtiges Hilfsmittel der Forschung.

Damit will ich diese methodischen Betrachtungen beschließen. Sie sind wohl stark kritisch ausgefallen, weil beim Beginne wissenschaftlicher Arbeit nichts wichtiger ist, als sich die Gefahren und Schwierigkeiten klar zum Bewußtsein zu bringen. Solche Vergegenwärtigung ist schon die halbe Lösung. Sie schützt vor vergeblichen Bemühungen und hilft die Nadel richtig einzufädeln. Darum fürchte ich nicht, daß wir uns dadurch entmutigen lassen. Auch soll nicht geleugnet werden, daß wir in vieler Beziehung bei den Kindern wieder besser daran sind als bei Erwachsenen. Politik und Verstellung lernt sich ebenso wie Selbstbeherrschung erst mit den Jahren. Für die Kinder aber, die normalen wenigstens, gilt der Spruch: „Weß das Herz voll ist, deß fließt der Mund über.“ Kann der Mund noch nicht reden,

so verraten die Mienen und Bewegungen unweigerlich den Wechsel der Gedanken, der Stimmungen. Wie ein aufgeschlagenes Buch liegt ihre Seele vor uns, wir müssen's nur lesen lernen. Selbst in den Entwicklungsjahren, wo die Gedanken gären wie trüber Most und das Herz bereits schweren Kämpfen ausgesetzt sein kann, steht es manchen glücklichen Eltern noch so offen, ja offener als in der ersten Kindheit. Das wollen wir bedenken, um nicht Skeptiker zu werden.

Wo wir aber zunächst doch keine festen Resultate erzielen, da ist schon das Suchen, das Beobachten und Nachdenken von Wert. Gilt dies überhaupt, so gilt es ganz besonders gegenüber der Kindesseele. Linné hat bekanntlich die Botanik die „Scientia amabilis" genannt, die liebenswürdige Wissenschaft. Dies paßt auf die heutige Botanik weniger, deren Vertreter nicht mehr mit der Trommel aufs Feld spazieren, Herbarien anlegen und Staubfäden zählen, sondern die Kinder des Feldes mit dem Rasiermesser zerschneiden, bis man nichts mehr sieht als Zellgewebe, oder sie mit Rotations- und Schüttelmaschinen, verkehrter Aufhängung, Erhitzung und Erkältung, Dunkelarrest oder elektrischem Licht statt des lieben Sonnenlichts bearbeiten. Dergleichen tun wir bei unsern Kindern nicht. Wenigstens, wenn wir sie einsperren und sonst bearbeiten, geschieht es um ihres eigenen Besten willen, nicht

bloß, um psychologische Beobachtungen zu machen. Wir werden daher wahrscheinlich nicht so weit kommen wie die Botaniker — aber so viel ist gewiß: wenn heut irgendeine Wissenschaft den Namen der „liebenswürdigen“ vor anderen verdient, so ist es die Kinderpsychologie, die Wissenschaft vom Teuersten, Liebsten und Liebenswürdigsten, was wir auf der Welt haben, was wir hegen und pflegen, ebendarum aber auch studieren und verstehen müssen.

Die Wiedergeburt der Philosophie.

Rede zum Antritte des Rektorates der
Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin
am 15. Oktober 1907.

Hochansehnliche Versammlung!
Kollegen! Kommilitonen!

Noch steht neben unserer Universität, des Abbruches gewärtig, der letzte Rest des alten Akademiegebäudes. In dem runden Saal an der Westseite hielt im Winter 1807/08, vor hundert Jahren, Fichte seine „Reden an die deutsche Nation". Denke man über Jahrhundert-Reminiszenzen sonst wie man will: wir Deutschen tun gut daran, in den gegenwärtigen Zeitläuften uns solche Bilder recht kräftig vor Augen zu stellen. Inmitten eines niedergeworfenen, verzagten Volkes, unter dem Drucke fremder Waffengewalt hat der unerschrockene Philosoph den Deutschen das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit, ihrer Würde und Kraft, ihrer Pflichten gegen sich selbst und gegen die Menschheit zurückgerufen. Dem weltfremdesten Idealisten ist es gelungen, seine Nation zu den großen Taten, die sie vollbringen

sollte, innerlich vorzubereiten und — wie er es hoffte — „aus diesem Mittelpunkte heraus eine einzige fortfließende und zusammenhängende Flamme vaterländischer Denkart zu entzünden“. Dies werden wir ihm ewig danken, und wenn wir auch wohl manche Überschwenglichkeiten ablehnen, so fühlen wir uns doch heute noch vom Hauche seines Flammengeistes im Innersten ergriffen. Auch er selbst würde, wenn nicht mit allem in unserer gegenwärtigen Kultur, doch mit der Weltstellung seiner deutschen Nation zufrieden sein. Er würde sich ihrer kühnen Unternehmungslust, ihrer Tatkraft auf allen Gebieten freuen. Ja er würde staunend manches, was er für alle Zeit ausgeschlossen glaubte, wie die Teilnahme am Welthandel, verwirklicht finden.

In Hinsicht der Wirkung auf unser gegenwärtiges Bewußtsein besteht nun aber ein merkwürdiger Kontrast zwischen Fichtes sittlicher Gesinnung, wie sie in allen seinen für ein größeres Publikum bestimmten Schriften zum Ausdrucke kommt, und seiner esoterischen „Wissenschaftslehre“. So unmittelbar ergreifend jene, so schwer verständlich, fremdartig, kaum mehr genießbar erscheint uns diese. Man möchte glauben, nicht hundert, sondern tausend Jahre davon getrennt zu sein. Das Nämliche muß aber auch von der Naturphilosophie Schellings und der Hegelschen Logik gesagt werden.

Dieses rasche Veralten der sogenannten idealistischen Systeme jener Zeit ist nicht etwa eine allgemeine Eigentümlichkeit philosophischer Theorien überhaupt. Denn die Grundsätze der noch ein Jahrhundert älteren Leibnizischen Philosophie sind heute noch verständlich, verständlicher vielleicht als zu ihrer Zeit, und sie sind großenteils, wenn man von der theologischen Fassung absieht, in den dauernden Besitz der Wissenschaft übergegangen. Leibnizisches Erbe, Geist von seinem Geiste durchdringt, wie Du Bois-Reymond ausführte und sich noch tiefer begründen ließe, die neuere Naturwissenschaft. Leibnizens Ideen über Substanz und Kausalität, über Freiheit und Determination, über Bewußtsein und Unbewußtes berühren sich mit den fortgeschrittensten Untersuchungen der Gegenwart. Seine Logik ist, wie der Franzose Couturat in einem ausgezeichneten Werke dargelegt hat, voll solcher Berührungen, sie steht mitten in der heutigen Bewegung, derart, daß selbst Kant in diesem Gebiete ganz gegen Leibniz zurücktritt.

Das schnelle Altern der idealistischen Systeme des vorigen Jahrhunderts muß also seine besonderen Gründe haben.

Da nun heute vielfach von einer Wiedergeburt der Philosophie gesprochen und unter diesem Ausdrucke von manchen ein Wiedereinlenken in jene verlassenen Bahnen verstanden wird, so gestatten

Sie Ihrem neuen Rektor, die Eindrücke und Gedanken über die Tendenz der philosophischen Bewegung seit Hegel zusammenzufassen, die ihm während vier Dezennien zu Überzeugungen geworden sind.

Die Entwicklung der Philosophie im 19. Jahrhundert ist nicht ein stetiges, organisches Fortwachsen einer wissenschaftlichen Gedankenwelt. Zwischen Hegel und der Gegenwart liegt vielmehr unzweifelhaft eine Katastrophe. Sie ist ziemlich rasch nach Hegels Tode hereingebrochen. Man sagt mit Recht, sein Prinzip, daß alles in sein Gegenteil umschlagen müsse, habe sich an der eigenen Lehre am deutlichsten bewahrheitet. Vom reinen Gedanken führte sie zum reinen Stoff. Ludwig Feuerbach, Vogt und Büchner, Marx und Engels, Max Stirner: das waren die Neuerer der nächsten Jahrzehnte. Diese unphilosophische Strömung — denn unphilosophisch ist der Materialismus immer, da er den Augenschein blindlings für wahr nimmt — kam nicht etwa zufällig nach dem absoluten Idealismus, sondern sie entsprang als eine begreifliche Reaktion aus seinen Überspannungen und Verkehrtheiten. Das apriorische Begriffssystem und vollends die dialektische Naturphilosophie in der Zeit eines A. v. Humboldt, Gauß, Laplace, Cuvier, Lamarck mußten den schlimmsten Spott hilflos über sich ergehen lassen, und die Mißachtung, die sie hervorriefen, kehrte sich gegen die Philosophie überhaupt.

Aber der Tiefstand dauerte nicht lange. Mit Unrecht bezeichnet ein namhafter Historiker die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als ein unphilosophisches, mit Positivismus ausgefülltes Zeitalter, das erst jetzt durch einen neuen Aufschwung abgelöst werde. Der Aufschwung beginnt tatsächlich bereits im sechsten und siebenten Jahrzehnt. Damals betraten Lotze und Fechner neue Bahnen. Sie verdankten der idealistischen Philosophie noch gewisse Anregungen. Die Kräfte aber, wodurch sie Neues und Lebensfähiges schufen, erwuchsen dem Mediziner Lotze, dem Physiker Fechner aus einer fachmännischen naturwissenschaftlichen Bildung. Beide versuchten diese Kenntnisse mit entscheidendem Erfolge dem der Naturwissenschaft zunächstliegenden Gebiete dienstbar zu machen, der von Kant bis Hegel vernachlässigten Psychologie. Mit außerordentlichem Scharfsinne dringt namentlich Lotze von da in alle Tiefen der philosophischen Probleme. Seine Interessen gipfeln nicht in der Psychologie selbst, sondern in der Metaphysik, die ihm aber wieder nur durch die Ethik vollendbar scheint, und seine Untersuchungen über das Absolute in der letzten Metaphysik lassen an Kühnheit nichts zu wünschen übrig. Den Positivisten kann man ihn jedenfalls ebensowenig wie den phantastischeren Fechner beizählen. Wahr ist es nur, daß die Wurzeln ihrer Kraft in der von ihnen selbständig

weitergeführten und seither noch so viel reicher entwickelten empirischen Disziplin liegen. Von hier aus also, von einer in naturwissenschaftlichem Geiste betriebenen Psychologie, kam neues Leben in die Philosophie.

Doch wirkte in gleichem Sinne noch ein anderer Faktor: die Orientierung in der Geschichte der Philosophie, die okjektive Erforschung und gesteigerte Wertschätzung früherer Leistungen, und besonders die Wiederanknüpfung an Kant. Während des ungestümen Vorwärtsdrängens der Idealisten hatte man sich wenig um historische Untersuchungen gekümmert. Jeder hatte nur an seine unmittelbaren Vorgänger angeknüpft. Schleiermacher allein begriff in jenem Kreise die Bedeutung einer objektiven geschichtlich-philosophischen Erkenntnis und bereitete durch seine Studien über griechische Philosophie den neuen Aufschwung vor. Seitdem sind uns Plato und Aristoteles wieder Vertraute, Mitlebende geworden. Für Hegel war die Geschichte wie die Natur nur da, um dialektisch abgeleitet zu werden. Immerhin war er in dieser Absicht ganz von historischem Interesse erfüllt, und dieses Interesse wirkte in seinen Schülern um so lebendiger nach, als ihnen ja ein Fortschritt über Hegel hinaus nach den Prämissen des Systems unmöglich erscheinen mußte, also Philosophie mit Geschichte der Philosophie zusammenfiel. Am fruchtbarsten wurde jedoch die historische

Richtung bei solchen, die sich vom Zwange des Systems zu befreien wußten und das Historische als Unterlage eines künftigen neuen Aufbaues betrachteten. Diese zugleich rückwärts und vorwärts blikkende Forschung fand nun vielfach besonders in Kant den Denker, an dem man sich zu orientieren habe, um aus dem Sturm und Schiffbruch in ein sicheres Boot und ein ruhiges Fahrwasser zu gelangen. Statt Metaphysik Erkenntnistheorie: damit glaubte man zwischen Hegel und dem Materialismus den richtigen Mittelweg gefunden zu haben. Den breitesten Einfluß gewannen Schriftsteller, die es verstanden, die Kantische Lehre in einer freien Umdeutung mit der naturwissenschaftlichen Richtung zu verbinden, wie Fr. A. Lange in seiner „Geschichte des Materialismus". Zu billigen sind freilich solche, immer wieder versuchte, Umdeutungen nicht. Man muß das historische System Kants, einschließlich seiner Mängel und Unklarheiten, scharf trennen von dem, was man selbst daraus machen zu können glaubt. Nur durch die strengste historische Wahrheit kann auch der philosophischen Wahrheit gedient werden.

Ich muß hier darauf verzichten, die Zeichen einer philosophischen Wiederbelebung im verflossenen Jahrhundert und die daran beteiligten Faktoren weiter ins einzelne zu verfolgen. Ich frage nur: Wie steht es heute? Haben wir den richtigen Kurs oder währt

noch ein ungewisses Durcheinander oder bedarf es gar einer völligen Umkehr?

Es ist nützlich, sich bei solcher Fragestellung die Bedürfnisse zu vergegenwärtigen, aus denen Philosophie überhaupt entspringt. Ein Doppeltes hat man allezeit von ihr erhofft. Sie soll zuerst unserm Wissen einen Abschluß geben, indem sie die allgemeinsten Begriffe aller Wissenschaften in einheitlichen Zusammenhang bringt, dabei zugleich methodisch an Genauigkeit und Schärfe das Äußerste leistet. Denn Allgemeinheit in der Sache und Evidenz in der Form sind es, die alle Wissenschaft anstrebt; die Königin der Wissenschaften, wenn sie diesen stolzen Namen beanspruchen will, muß also beide Eigenschaften im Superlativ erstreben. Mit dieser rein theoretischen verknüpft sich aber die praktische Aufgabe: dem Gemüte der dafür Empfänglichen den kräftigsten Halt und tiefsten Antrieb zu gewähren, den überhaupt das bloße Nachdenken über die Welt und ihren Lauf, abgesehen von allen religiösen Gefühlen und Überlieferungen, zu geben vermag. Philosophie soll uns, die dafür Empfänglichen, emporheben über den Dunstkreis der Erde, über die Nichtigkeiten des Alltagslebens, sie soll uns helfen, schwerem Geschicke standzuhalten und in Zweifelsfällen den Weg der Pflicht zu erkennen. Und sie soll dies vollbringen durch eben jene Erhebung des Verstandes, die, bis zu den

Grenzen des Erkennens vorschreitend, Schein und Wirklichkeit, Zufälliges und Notwendiges, Zeitliches und Ewiges scheiden und das eine im anderen, aus dem anderen erkennen lehrt.

In diesen beiden Forderungen sehen wir alle ernsthaften Richtungen der Philosophie einig. Aber sie treten sofort auseinander durch die Art, wie sie den ersehnten hohen Standpunkt gewinnen: sie philosophieren entweder auf dem Grunde der übrigen Wissenschaften oder unabhängig von ihnen. Das Regiment ist verfassungsmäßig oder es ist autokratisch. Für diesen Unterschied haben wir keine ganz passenden technischen Ausdrücke. Aber die gangbaren Bezeichnungen: Erfahrungsphilosophie und apriorische Philosophie kommen in ihrer Bedeutung ihm wenigstens nahe genug, um hier der Kürze halber dafür gebraucht zu werden.

Die Erfahrungsphilosophie wächst aus den Einzelwissenschaften heraus und bemüht sich, den engsten Anschluß an sie festzuhalten. Sie redet soweit als möglich deren eigene Sprache, folgt den nämlichen Methoden, will nur schrittweise erweitern und vertiefen. Sie erkennt Gegebenes an und läßt Gegebenes entscheiden, dem sich das Denken wohl oder übel anpassen muß, wie die Interpretation einem gegebenen Texte, wenn auch Konjekturen im einen und anderen Fall unentbehrlich bleiben. Sie erstrebt so einen relativen Abschluß, wie er nach

dem augenblicklichen Stande des Wissens erreichbar scheint. Sie vertraut, daß auch ein solcher relativer Abschluß befreiend und erhebend wirke, daß aus jeder höheren Stufe zugleich neue Lebensantriebe entspringen. Ja gerade die Unabschließbarkeit der Erkenntnis wird tröstlich, beseligend empfunden, da sie das Weiterschreiten der Menschheit gewährleistet und dem Gemüte Freiheit zu unendlichen Ahnungen läßt, während ein definitiver Abschluß, erscheine er zunächst noch so großartig, alsbald eine entsetzliche, unsere ganze höhere Natur vernichtende, Schranke darstellen müßte.

Aprioristische Richtungen treten in verschiedenen Formen zu verschiedenen Zeiten auf. Ganz ausgeprägt bietet sie der Idealismus des vorigen Jahrhunderts. Scharf setzt er die philosophische der allgemeinwissenschaftlichen Methode gegenüber. Statt der Töne, die wir eben hörten, schlägt er genau entgegengesetzte an. Seine Melodien steigen von oben nach unten. Es fehlt ihm aber nicht an einem tiefen Grundton, der aus dem Wesen unserer Seele entspringt. Es ist jenes faustische Element, das keiner so wie unser großer Dichter geschildert hat; weshalb denn auch die Faustdichtung ein Lieblingsthema so vieler Anhänger dieser Denkweise geworden ist. Die Sehnsucht nach Vollendung gewinnt die Überhand, verschmäht das langsame Fortschreiten am Stückwerk und versetzt sich in das Wesen der

Gottheit, um von da aus das Wirkliche als ein Notwendiges, das Mangelhafte als ein Vollkommenes zu begreifen.

Die Geschichte lehrt uns, welche der philosophischen Bewegung innewohnenden Motive zu dieser Wendung führen konnten. Es war in erster Linie das Fühlen und Wollen, das ungestüm einen Anteil an der Gestaltung der Weltanschauung verlangte. Unser Denken kann entweder rein durch seine eigenen Motive, durch den Zwang der Sache und der logischen Evidenz, geleitet sein, oder es kann von vornherein in seinen Überzeugungen durch das Fühlen und Wollen bedingt sein. Kann man auch zweifeln, ob jemals der Standpunkt eines rein sachlichen Denkens vollkommen verwirklicht war, so liegt doch die ausgesprochene Tendenz dazu in der Wissenschaft vor. Kant hatte noch beide Vermögen sorgfältig abgegrenzt. Der Glaube ist ihm keine Erkenntnisquelle. Wie sicher ihm Gott, Freiheit, Unsterblichkeit als Postulate der Sittlichkeit feststehen: unser Wissen und Erkennen wird dadurch nach ihm in keinem Sinne erweitert. Gerade der Umstand, daß er dem Verstand alles über die Erscheinungen hinausgehende Erkennen abspricht, trieb Jacobi und Fichte zur reinen Gefühls- und Willensphilosophie. Fichte schreibt schlechthin jede Überzeugung, selbst die von der Existenz unsrer Nebenmenschen, dem Gewissen zu. Jedes Wissen

ruht ihm auf dem Glauben, und das Glauben auf dem Wollen. Dies war die entscheidende Wendung, mit der die Entwicklung des deutschen Idealismus begann.

Die Geschichte zeigt aber auch zwei andere Bewegungen in jener Zeit als mitbeteiligt, die zum Verständnisse des deutschen Idealismus sehr wesentlich sind: den Aufschwung der Geisteswissenschaften und die gleichzeitige Blüte und Nachblüte der deutschen Dichtkunst. Die Grundlegung der geisteswissenschaftlichen Forschungen in Deutschland: der Sprachwissenschaft, der Geschichtsforschung, vor allem der Altertumskunde, erfolgte in jener Zeit durch Männer wie W. v. Humboldt, Niebuhr, F. A. Wolf, die ebenbürtig den großen Naturforschern zur Seite traten. Auch begann bereits die liebevolle Versenkung in unsere eigene Vergangenheit, die zu einer deutschen Altertumswissenschaft und Literaturgeschichte führen sollte. Nun erstreben aber die Geisteswissenschaften nicht bloß wie die Naturwissenschaften eine Kenntnis der äußeren Beziehungen ihrer Gegenstände, sondern sie wollen die Entwicklung des geistigen Lebens innerlich nachempfinden lassen, die Vergangenheit in lebendige, gefühlte Gegenwart verwandeln. Daß sie dies *können*, ist ihr unvergleichlicher Vorzug, während sie in der Auffindung exakter Gesetze weit hinter den Naturwissenschaften zurückstehen. Ein solches nachfühlendes Erkennen

schwebte den deutschen Idealisten als Musterbild alles Erkennens vor, das diesen Namen verdiente. Sie suchten daher auch die Naturerkenntnis ihm gleichzugestalten. Damit war einer ihrer wesentlichsten Grundzüge gegeben. In dieselbe Bahn führte aber auch die durch unsere Dichterheroen und noch mehr durch die Romantiker gepflegte poetisch-pantheistische Weltauffassung, die, aller mathematisch-mechanischen Erklärung abhold, die Natur im Innersten zu erfassen glaubte. Die vielfältigen engen Wechselbeziehungen der idealistischen Philosophen und der gleichzeitigen Poeten sind ja bekannt.

Aber die Philosophie wurde jetzt selbst zu einer Art von Dichtung, zu jener Mischung von Denken und Dichten, die wir als Mystik bezeichnen. Hören wir Schelling, so glauben wir Plotin und Jakob Böhme zu hören; wie er denn selbst diese Verwandtschaft erkannte. Auch aus Fichte redet durchaus mystischer Geist. Und daß in Hegels Entwicklung die Mystik eine ganz hervorragende Rolle spielt, daß dieser Zug ihn zuerst von Kant entfernte, geht aus Diltheys neuen Untersuchungen zur Jugendgeschichte Hegels mit Evidenz hervor. Sehr richtig hat darum bereits Fr. Brentano Hegel mit dem Neuplatoniker Proklus und mit Nikolaus Cusanus verglichen. Freilich verlangt Hegel gegenüber der Philosophie der gärenden Begeisterung eine solche des Wissens, das die kalt fortschreitende Notwendigkeit der Sache selber

sprechen lasse. Aber schon die Grundlegung und mehr noch die Ausführung des Systems lehren, daß selbst dieser außerordentliche Mann sich der Grundstimmung seiner Jugend und den angedeuteten Einflüssen nicht entziehen konnte. In seiner späteren Zeit hebt auch er die nahe Verwandtschaft mit Böhme und dem Theosophen F. v. Baader selbst hervor.

Überall in diesem Kreise zeigt sich denn auch die starke Mitwirkung künstlerischer Elemente. An die Stelle der Beweisführung tritt die ästhetische Gliederung, der ebenmäßige Aufbau, zumal die durchgeführte Dreiteilung, an Stelle der sachlich überzeugenden Erläuterung die schwungvolle, bilderreiche Schönheit der Sprache.

Historisch wie psychologisch läßt sich also diese Wendung wohl begreifen. Wir billigen aber auch und bewundern vom wissenschaftlichen Standpunkte die Scheu vor aller populären Oberflächlichkeit, die feinfühlige Schilderung der verschiedenen Stufen des geistigen Daseins, die Vorausahnung gechichtlicher Entwicklungsgesetze. Ja man kann sogar darauf hinweisen, daß für alles Denken irgendwo die Mystik beginnt. Der mathematisierende Spinoza, selbst der nüchterne Aristoteles sind nicht frei davon. Man denke nur an Aristoteles' erhabene Worte über den göttlichen Verstand im 12. Buche seiner Metaphysik oder an den Schluß der Schilderung seines Übermenschen, des Kontemplativen: „Ein solches

Leben wäre höher als nach Menschenart. Denn nicht sofern er ein Mensch ist, wird er so leben, sondern sofern etwas Göttliches in ihm wohnt". Von da ist auch sicherlich durch die neuplatonische Ekstase, die visio beatifica der Scholastiker und Spinozas intellektuelle Gottesliebe die Kette bis zu Schellings intellektueller Anschauung des Absoluten zu verfolgen.

Alles dieses zugegeben, kehrt aber die Frage wieder: Ist es nicht doch richtiger, die Dichtung der Dichtung zu überlassen, in der Philosophie dagegen den von aller Wissenschaft verfolgten Weg soweit nur immer möglich weiter zu verfolgen? Lehrt nicht gerade die Geschichte, daß trotz der Verwandtschaft, die sämtliche geistige Lebensäußerungen untereinander verbindet, trotz der Bedeutung der Phantasie für das Denken und des Denkens für die Phantasie, doch ungleiche Entwicklungsbedingungen den Fortschritt der Dichtung und den der Wissenschaft beherrschen? Schiller und Goethe sind einer solchen Katastrophe wie Hegel nicht verfallen. Reine Wissenschaft und reine Dichtung dauern ewig weiter, nur die prinzipielle Vermischung führt zum Untergang. Muß das Gefühl irgendwo an die Stelle der kühlen Forschung treten, so darf es nur an den Grenzen des Wissens geschehen, und diese Grenzen müssen soweit als möglich hinausgeschoben werden; nicht aber darf von Anfang an für die allgemeinste und höchste Wissenschaft ein anderes

Organ, eine andere Methode, eine andere Geistesverfassung gefordert werden wie für alle übrigen. Wie wunderlich, wie unmöglich sind Prätentionen, wie sie etwa folgenden Sätzen Schellings zugrunde liegen: „Zu begreifen ist auch nicht, warum die Philosophie eben zu besonderer Rücksicht auf das Unvermögen verpflichtet sei, es ziemt sich vielmehr, den Zugang zu ihr abzuschneiden und nach allen Seiten hin von dem gemeinen Wissen so zu isolieren, daß kein Weg oder Fußsteig von ihm aus zu ihr führen könne. Hier fängt die Philosophie an, und wer nicht schon da ist, oder vor diesem Punkte sich scheut, der bleibe auch entfernt oder fliehe zurück.“ „Es ist von einer ganz anderen Erkenntnisart, einer völlig neuen Welt die Rede, in die es von der, worin die jetzige Physik ist, gar keinen möglichen Übergang gibt.“ Ebenso zweckmäßig kann man dem Haupte vorschreiben, sich gegen den allgemeinen Blutumlauf des Körpers zu isolieren.

Eine notwendige Folge dieser Auffassung des philosophischen Denkens ist der Absolutismus, mit dem z. B. Fichte sich rühmte, ein System erfunden zu haben, „welches in sich selber rein abgeschlossen, unveränderlich und unmittelbar evident, allen übrigen Wissenschaften ihre ersten Grundsätze und ihre Leitfäden gebe und hierdurch allen Streit und Mißverständnis auf dem Gebiete des Wissenschaftlichen auf ewige Zeit aufhebe.“

Auch jene dogmatische Unduldsamkeit folgt daraus, die jeden Widerspruch verstummen heißt und den Gegner mit Füßen tritt. Wenn etwa ein Rezensent der Naturphilosophie als Barbar von eingeborener Bestialität gebrandmarkt wird, oder wenn einer ganzen Reihe respektabler Kollegen, die sich mit der Wissenschaftslehre nicht befreunden konnten, der Rat gegeben wird, sich lieber mit Brillenschleifen, Forstverwaltung oder Viehzucht als mit Philosophie zu beschäftigen, ja wenn die großen Idealisten sich auch untereinander mehr mit Vorwürfen und bitterem Hohn als mit Gründen bekämpfen, um dann insgesamt wieder von Schopenhauer in derbsten Kraftsprüchen abgefertigt zu werden: so liegt dies nicht bloß an zufälligen gemeinsamen Temperamentseigenschaften, sondern an dem ganzen Habitus des Denkens, auf den sie von Anfang an eingestellt sind, der eine Verständigung, Teilung der Arbeit, Berichtigung des einen durch den anderen und gegenseitige Anerkennung solcher Berichtigungen grundsätzlich ausschließt. Grundsätzlich, sage ich: denn tatsächlich finden sich ja leider Übelstände hierin auch in anderen Lagern.

Daß nun im Staate der Wissenschaft solche Grundsätze selbst Königen nicht zugebilligt werden können, steht außer Zweifel. Sie sind aber die unausbleiblichen Begleiter auf dem einmal eingeschlagenen Wege, und finden sich darum in allen

ähnlichen Zeiten eben so regelmäßig wie jene dreigeteilte (bei manchen auch viergipflige) Pulskurve des Systems, die als untrügliches Symptom einer mystisch erhöhten Denktemperatur gelten kann. An den Vergewaltigungen der Wirklichkeit, die solche Schematisierungen mit sich bringen, geht jedesmal nicht die Wirklichkeit, sondern das System zugrunde.

Somit folgt, daß von den beiden Wegen der Philosophie der erfahrungsmäßige (in dem angegebenen weiteren Sinn) allein zu einer gedeihlichen Fortentwicklung führen kann, daß aber auch von den zwei psychologischen Verhaltungsweisen die der Priorität des Verstandes für die Philosophie in Kraft bleiben muß. Das größere Gewicht mag dabei immer auf der Erhöhung des Gefühlslebens liegen, und ich denke nicht daran, einer Verherrlichung des bloßen Wissens das Wort zu reden. Aber die Zeitfolge, das Bedingungsverhältnis dürfen nicht vertauscht werden, solange von Wissenschaft die Rede ist. Die Verschiebung dieses Verhältnisses können wir als heilsame, dem Fortschritt der Philosophie dauernd dienliche nicht anerkennen und würden uns gegen jede Umkehr in diesem Sinne wehren.

Es ist nur ein Punkt, der hier noch der Diskussion bedarf: die Frage, ob der Philosoph seinen Ausgang zweckmäßiger von den Naturwissenschaften oder von den Geisteswissenschaften nehme.

Durch die heutige Philosophie geht in dieser Hinsicht eine Spaltung, die nicht ohne Einfluß auch auf die Beurteilung jener konstruktiven Systeme bleibt. Viele verwerfen wohl ihren Absolutismus und ihre ganze Methode, halten aber wenigstens fest, daß die Erforschung der höchsten Gesetze und Normen des geistigen Lebens, als die Hauptleistung der Philosophie, nur auf dem Grunde der Geisteswissenschaften gelingen könne.

Ich möchte vor allem für wichtig halten, daß der Philosoph irgendein Handwerk gelernt und geübt, d. h. sich auf irgendeinem konkreten Gebiete, sei's nun der Geistes- oder der Naturwissenschaften, selbsttätig versucht habe. Er muß die Leiden und Freuden der Einzelforschung am eigenen Leibe kennen gelernt, er muß durch positive Leistungen sich das Recht, mitzureden, erkämpft haben, und er muß die Sprache der Wissenschaften beherrschen die er zu meistern gedenkt.

Aber ich betrachte doch auch speziell eine umfassende naturwissenschaftliche Bildung als unentbehrlich für jeden, der es nicht auf besondere Zweige der Philosophie, wie etwa Rechts- oder Kunstphilosophie, sondern auf die Gewinnung einer befriedigenden Weltauffassung abgesehen hat. Ein solcher muß in Mathematik und Naturwissenschaften aufgewachsen und von ihrem Geiste wie ihrem Stoff erfüllt sein. Fichte, Schelling, Hegel, aber auch

Schopenhauer, standen der Naturforschung ihrer Zeit bei aller darauf gerichteten Bemühung doch innerlich fremd gegenüber. Sie waren nicht darin aufgewachsen und versuchten nur nachträglich, Begriffe, Denkformen ganz anderen Ursprunges dem Naturgebiet aufzudrängen. Daran mußten sie scheitern. Dagegen stand Leibniz in engster Fühlung mit den großen Fortschritten der Mathematik und Naturforschung seiner Zeit, ja er hat sich als einer der Größten daran beteiligt. Aus diesem und keinem anderen Grunde ist Leibniz heute noch lebendig. Daß er zugleich Theolog, Historiker, Jurist und Politiker war, gab seinem System die ungeheure Spannweite: aber die Tragkraft und Stabilität hat es von den Fundamenten sowie den architektonischen Grundsätzen, die seinem Schöpfer durch die mathematisch-naturwissenschaftliche Schulung zur anderen Natur geworden waren.

Indem ich auf eine solche Schulung des Philosophen dringe, möchte ich selbstverständlich nicht behaupten, daß Geisteswissenschaften, wie die Philologie oder die Jurisprudenz, innerhalb ihrer Sphäre nicht gleichfalls Musterbeispiele exakten Denkens, scharfer Begriffsbildung und zwingender Beweisführung lieferten. Ich halte auch keineswegs dafür, daß ihre Methode der Begriffsbildung oder des Schließens einen grundwesentlichen Unterschied gegenüber den Naturwissenschaften aufweise. Wenn

es sich also nur um die formelle Schulung handelte, würde ich die Hilfe der Naturforschung nicht in diesem Maße betonen. Aber sie verschafft sachliche Anknüpfungspunkte für die Behandlung der Weltanschauungsfragen, die, wie nun einmal die Dinge heute liegen, nicht durch eine bloß dilettantische Kenntnisnahme zu bewältigen sind, bei eindringendem Studium aber reiche Ausbeute verheißen. Die Hauptlinien des Fortschrittes liegen eben in dieser Richtung. Es sei mir gestattet, dies an wenigen Beispielen zu erläutern.

Schon die allgemeinsten mathematischen Ideen sind heute in einer Umwandlung begriffen, die die höchste Aufmerksamkeit des Philosophen herausfordert. Die Frage nach dem Ursprunge der mathematischen Axiome, deren Wichtigkeit für die Erkenntnislehre bereits Leibniz und Kant durchschauten ist durch die Mathematiker selbst in einer ungeahnten Richtung fortgebildet worden. Aber es ist den Mathematikern bisher nicht gelungen, diese Neubildungen in den Rahmen der allgemeinen Erkenntnisprobleme befriedend einzufügen, sie zu den Begriffen von Erfahrung und apriorischer Erkenntnis, zu denen wir von anderen Seiten unweigerlich geführt werden, in einleuchtende Beziehung zu setzen: sie sind eben ihrerseits wieder nicht in der Erkenntnistheorie aufgewachsen. Nur ein mit beiden Gebieten gleichmäßig vertrauter Denker könnte diese

Aufgabe definitiv lösen, und sie muß einmal gelöst werden. Weitere Berührungen bietet der Ursprung des Zahlbegriffes, den Kant sicher mit Unrecht in der Zeitanschauung suchte, die Cantorsche Mengenlehre, die unter anderem die Frage nach dem aktuell Unendlichen von neuem aufrollte, ferner die Wahrscheinlichkeitslehre, deren korrekte Ausdeutung für die logische Theorie der Beobachtung wie der Induktionsschlüsse entscheidend wird, endlich die ganze Methodik des deduktiven Schließens, dessen logische Struktur nirgends an gleich vollendeten Beispielen wie in der Mathematik untersucht werden kann.

Aber auch unsere Vorstellungen von den Naturkräften und ihren Trägern sind durch die neuere Physik und Chemie durchgreifender Veränderung unterzogen. Die für Lotze und Fechner noch unumstößliche Atomistik mit ihren Fernkräften, von Fechner in einer seiner geistvollsten Schriften verteidigt, in Wilhelm Webers klassischen Vorlesungen der Zielpunkt aller Schlußfolgerungen, sie ist wankend geworden. Die ganze anschaulich mechanische, auf Gesichtsvorstellungen begründete, Auffassung der Körperwelt scheint einem elektromagnetischen oder einem sonstigen sehr abstrakten Begriffssystem Platz zu machen. Ausdehnung ist längst nicht mehr Merkmal des Körpers, Masse ein bloßer Verhältnisbegriff. Für die Grundgesetze der Bewegungslehre

werden Verallgemeinerungen erstrebt, die die bisher allgemeinsten Merkmale des Körperlichen nur als besondere Fälle erscheinen lassen. Die Frage nach dem Wesen der Materie ist aufs neue entbrannt und wunderbare Entdeckungen schüren die Flamme. Aus der Erhaltung der Energie werden Schlüsse auf das Verhältnis von Leib und Seele gezogen, aus der Vermehrung der Entropie Schlüsse auf das künftige Schicksal der ganzen materiellen Welt. Erde und Himmel tun sich auf, dem wißbegierigen Menschengeist ihre Geheimnisse zu offenbaren. Wie dürfte da der Philosoph interesselos, verständnislos zur Seite stehen?

In den Wissenschaften der Organismen ist der Entwicklungsgedanke aufgetaucht, hat manche Kinderkrankheit überstanden, aber auch seine Kreise immer weiter gezogen, schlechthin alle Gebiete erfaßt. Diesen Gedanken hat man schon bei Hegel finden wollen, ja die berühmteste Darstellung seines Systems beginnt mit einem Hinweis auf Darwin und und Häckel als die Vollender dessen, was Hegel begonnen. Man nennt sogar Leibniz und Aristoteles als Vertreter des Entwicklungsgedankens für das Weltganze. Dies ist jedoch unrichtig oder ein bloßes Wortspiel. Denn was wir heute Entwicklung nennen, bedeutet nicht eine unzeitliche Stufenfolge von Wesen, die ein wohlgeordnetes System ausmachen, sondern eine zeitliche und kausal bedingte

Aufeinanderfolge des jeweilig Höheren auf das Niedere. Eine solche zeitlich-kausale Entwicklung hat aber für die Natur, wie Aristoteles, so auch Hegel direkt geleugnet. Er hat sie als eine ungeschickte Vorstellung abgewiesen. Nur für das geistige Gebiet ist sie von ihm, wie von allen früheren, die eine Philosophie der Geschichte versuchten, anerkannt worden. Es handelt sich also auch in dieser Beziehung, wenn wir gegenwärtig die physische und die psychische Welt im Zusammenhang als einen ungeheuren zeitlich-kausalen Entwicklungsprozeß zu verstehen suchen, um eine wesentlich neue Auffassungsweise, zu welcher der Philosoph seine Ausrüstung in erster Linie aus Botanik und Zoologie holen muß. Die unorganische Natur auf der einen und das Geistesleben auf der andren Seite werden zu Verallgemeinerungen, wahrscheinlich auch zu tieferen Erklärungen führen; und die allgemeinen Gesichtspunkte, auf die man so geführt wird, könnten zuletzt sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit Hegels dialektischen Formeln haben. Aber ihren realen Sinn und ihre Überzeugungskraft können sie nur auf dem Wege von unten nach oben gewinnen, nur so kann das Haus gebaut werden.

Die Verbindung der Physiologie mit der Psychologie, die zur Einführung der experimentellen Methode in diese geführt hat, scheint manchen so unphilosophisch, daß sie beantragen, die Psychologie

von der Philosophie zu trennen. Sie ist aber im Gegenteil auch eines der Fundamente, auf denen die neue Philosophie sich erheben muß. Wie kann man hoffen, die Welt zu verstehen, ohne die Gesetze des Psychischen zu kennen, und wie kann man diese erkennen, ohne die Wechselbeziehungen des Psychischen und des Physischen zu berücksichtigen? Wenngleich der ungehemmte Verlauf des Denkens und Wollens bei oberflächlicher Betrachtung die Täuschung erwecken mag, als hätten die organischen Prozesse daran keinen Anteil, so brauchen wir nur einen Blick auf die Störungen des Denkens, Sprechens Fühlens, Wollens, der ganzen Persönlichkeit zu werfen, mit denen wieder erst die neuere Forschung uns vertraut gemacht hat, um die Vertiefung und Bereicherung zu würdigen, die der Psychologie von der Psychiatrie und Pathologie (und freilich auch umgekehrt diesen Wissenszweigen von einer subjektiv analysierenden Psychologie) zuteil wird. Die alte Frage nach der Verknüpfung zwischen den physischen und den psychischen Vorgängen in der Welt überhaupt, nach Dualismus und Monismus, kann zwar nicht allein auf diesem Wege gelöst werden, da sie außer umfassenden empirischen Kenntnissen auch die schärfste Zergliederung der Begriffe von Kausalität und Substanzialität erfordert: aber sie wird durch das Zusammenwirken aller dieser Untersuchungen zweifellos weitergeführt und ist jetzt schon für den

Einsichtigen weit über die Phrasen hinausgeführt, mit denen ein großes Publikum sich noch abspeisen läßt. Der Most paßt nicht mehr in die alten Schläuche, weder in die groben des Materialismus, noch in die feinen der Spekulation.

Es ist aber noch ein Gebiet erstanden, woran Psychologen mit Naturforschern namentlich seit Helmholtz zusammenarbeiten: die Phänomenologie, d. h. eine bis zu den letzten Elementen vordringende Analyse der sinnlichen Erscheinungen in sich selbst. Die Erscheinungen von Farben, Tönen, Gerüchen, Gestaltungen in Raum und Zeit sind nicht die physische Welt selbst, wie sie sich dem Geiste des Naturforschers darstellt, noch auch sind sie die psychische Welt. Aber sie sind das Material, woraus der Physiker schöpft, und sie sind zugleich der Ausgangspunkt und der Nährstoff des gesamten Seelenlebens. Deshalb bedarf sowohl Natur- wie Geistesforschung dieser Untersuchung, und am meisten natürlich die Philosophie, die die Gesetze der Natur und des Geistes gleichsehr berücksichtigen soll.

Wie eine genaue Zergliederung der sinnlichen Erscheinungen als solcher sofort auf philosophische Konsequenzen führt, möge ein Beispiel erläutern, das an Fichte anknüpft. Er lehrte, daß das Bewußtsein eines Dinges außer uns nichts weiter sei als das Produkt unseres eigenen Vorstellungsvermögens. Diesen Satz stützte er darauf, daß unsere Sinnes-

empfindungen an sich nichts von räumlichen Unterschieden zeigen, daß z. B. Farben punktuell erscheinen, und daß ihre Ausbreitung in Linien und Flächen bereits die Leistung einer geistigen Tätigkeit sei. Das hat er als Tatsache hingestellt, aber nirgends bewiesen. Auf Grund der psychologischen Analyse darf heute mit Sicherheit das Gegenteil behauptet werden, daß nämlich unsere optischen Erscheinungen von vornherein ebenso quantitativ wie qualitativ bestimmt sind. Fichtes metaphysische Ansicht wird dadurch nicht schon widerlegt, aber ihre Begründung erweist sich als hinfällig. Als zweites Beispiel möge das „Tätigkeitsgefühl" dienen, an das viele tiefsinnige Betrachtungen geknüpft worden sind. Ist es nicht vielleicht eine bloße Summe von Sinnesempfindungen? Wir wissen jetzt, daß die Muskelempfindungen, die in der alten Lehre von den fünf Sinnen fehlten, in der Entwicklung des Seelenlebens eine beträchtliche Rolle spielen, ja die physiologische Psychologie hat sie gleichsam zur Ehrenrettung mehr, als gut war, herangezogen. Es gilt also jedenfalls, aus dem Bewußtsein der Aktivität zunächst alles abzusondern, was bloße Muskelempfindung ist, um zu beurteilen, was etwa als übersinnlicher Kern, als rein funktionelles Element, als Ichbetätigung im Fichteschen Sinn übrig bleibt. Und so führt noch in anderen Richtungen die Phänomenologie auf Schritt und Tritt zur Klärung methaphysischer Fragen.

Aus solchen Gründen müssen wir also auf einer naturwissenschaftlich orientierten und fundamentierten Philosophie bestehen.

Trotz alledem aber würde es, das sei jetzt nicht minder betont, den Untergang der Philosophie bedeuten, wollte man sie den Naturwissenschaften allein in die Hände geben. Solchen Versuchen, an denen es heute nicht fehlt, möchte ich fast lebhafter widersprechen wie den Träumen der Idealisten. Ein anderes ist die zweckmäßigste Grundlegung, ein anderes die Durchführung philosophischer Untersuchungen. Dazu reicht Naturwissenschaft als solche nicht aus. Den unendlich mannigfaltigen, eigenartigen Erscheinungen des inneren Lebens steht der Physiker als solcher fremd gegenüber. Selbst die Psychologie im gewöhnlichen Sinne, die sich nur mit den elementaren Funktionen beschäftigt, vermag das Seelenleben nicht nach seinem ganzen Reichtum darzustellen. Hier greifen die konkreten Geisteswissenschaften ein und diejenigen Disziplinen der Philosophie, die aus ihnen gleichsam den Honig sammeln, die Ästhetik, Ethik, Rechts- und Gesellschaftsphilosophie, Geschichtsphilosophie. Auch sie allerdings können heute nicht mehr von oben, sondern nur von unten gebaut werden, und wir sehen ihre Förderer bemüht, der ganzen Breite der erfahrungsmäßigen Verschiedenheiten des Geschmakkes, der Sitten und Gebräuche, wie sie Geschichte

und vergleichende Völkerkunde darbieten, gerecht zu werden.

In der Auffassung des geistigen Daseins sieht sich nun die heutige Philosophie, und wieder nicht erst die des 20. Jahrhunderts, sondern schon die Lotzes und Fechners, hinsichtlich bestimmter Grundanschauungen mit den Idealisten einig. Man kann sagen, das letzte Ziel des deutschen Idealismus sei gewesen: die Priorität des Geistes gegenüber der Natur zu erweisen, Priorität sowohl im Sinne der Ursprünglichkeit als im Sinn eines höheren Ranges verstanden. Auch auf Schelling findet dies trotz seines parallelistischen Systems Anwendung, ganz klar aber auf Fichte und Hegel. Für jenen ist die Natur nur das versinnlichte Material der Pflicht, für diesen ist sie das Außersichsein des Geistes, der dann in höherer Stufe zu sich zurückkehrt. Und diese höhere Stufe, Selbstbewußtsein, subjektive und objektive Sittlichkeit, ist für Hegel, aber auch schon für seine beiden Vorgänger, das eigentliche Ziel des gesamten Weltprozesses, und die Darstellung dieser Endstufe die Krönung der Philosophie.

Nun mahnen uns zwar nicht bloß Hume und Kant, sondern in anderer Weise auch die Naturwissenschaften, mit der Anwendung des Zweckbegriffes auf das Weltganze und speziell auf die Natur vorsichtig zu sein. Ohne weiteres aber erkennen wir die Priorität des Geistes in dem Sinn an, daß nur

Geistiges unserer Erkenntnis unmittelbar als Realität gegeben ist, während die Wirklichkeit von Dingen, die unsern Sinnesempfindungen korrespondieren, bestenfalles nur erschlossen werden kann. Nicht minder sind wir einig darüber, daß nur im geistigen Leben von unmittelbaren Werten, Gütern, Zielen gesprochen werden kann, und daß primäre Werte uns nicht durch den Verstand, sondern allein durch das Gefühl gegeben werden. Auch das Weitere dürften wenige leugnen, daß der Wille, und am meisten der sittliche Wille, das Zentrum des vollentwickelten Geisteslebens bildet, daß das bloß rezeptive Sein hier nichts bedeutet. Es ist ferner eine ausschließliche Eigentümlichkeit des Geistigen, die man mit Augustinus ein tiefes Mysterium nennen muß, daß es die Vergangenheit in Form des Zeitbewußtseins in sich aufzubewahren vermag, und daß hierdurch eine Art von Summierung der wahren Werte möglich wird, wie sie jeder in seinem individuellen Gemüte beim Älterwerden erlebt.

Ob aber die Gesamtsumme alles wahrhaft Wertvollen, in unendlicher Steigerung gedacht, in irgendeinem Sinn als präexistierend anzusehen sei, darüber finden wir die gegenwärtigen Weltweisen nicht so einstimmig wie die Idealisten, die in diesem Punkt auch Leibniz und Aristoteles zu Vorgängern hatten, wenngleich sie deren Theismus in Pantheismus umwandelten. Die naturwissenschaftliche Entwicklungs-

lehre hat manchen den Gedanken nahegelegt, das Vollkommene möchte überall nur Ende, nicht Anfang der Entwicklung sein, im Großen wie im Kleinen. Dränge dieser Gedanke durch, hielte er allen Gegenerwägungen Stand, dann würde die Weltanschauung der Zukunft ein gänzlich verändertes Gesicht zeigen. So viel ist klar: die neue Zeit stellt den Philosophen mit neuer Gewalt vor die älteste aller Fragen. Aber auch dies ist klar, daß hier weder mit Erneuerung dialektischer Künste noch mit Berufung auf unmittelbare Intuition noch mit Kantischer Erkenntniskritik durchzukommen ist. Das unergründlich tiefe Problem des Übels, das Leibniz mit all seinem Scharfsinne nicht zu befriedigender Lösung führte, hat auch im 19. Jahrhundert immer wieder neue Umformungen der Welt- und Gottesvorstellung hervorgetrieben. Selbst der Pessimismus liegt als eine ausgebildete Weltanschauung vor, vertreten durch den unterhaltendsten Schriftsteller, den wir seit Voltaire unter den Philosophen besitzen. Soweit dabei nur Stimmungen in Frage kommen, können sie durch Erziehung und Willensentschluß bekämpft werden. Nach der Seite des Tatsächlichen aber gibt es keine Widerlegung als durch Vertiefung der psychologisch-ethischen Analyse und gleichzeitige Vertiefung der entwicklungstheoretischen Gesichtspunkte. Hier muß von den Fragestellungen an bis zu den letzten Schlußfolgerungen geradezu alles revidiert werden.

Nichts beleuchtet greller die gewaltige Gärung der Zeit, als daß sich Grundanschauungen von Jahrtausenden Umgestaltungsversuchen nicht entziehen können. Daß aber die meisten offiziellen Vertreter der Philosophie nur zögernd an diese letzten Fragen alles Wissens rühren, ist nicht die Folge eines mutlosen Skeptizismus, auch nicht einer Furcht vor Staatsgewalten, wie sie Schopenhauer seinen Zeitgenossen so grimmig vorwirft, sondern es ist der Ausfluß jener Denkweise, die allerdings Schopenhauer so fremd ist wie den Idealisten, die sich dem Schwersten, Höchsten und Letzten nur in unendlichem Fortschritte durch Bearbeitung der Erfahrungsbegriffe zu nähern wagt.

Sind nun neue Formulierungen der alten Probleme, neue Mittel und Wege der Untersuchung, neue Energie und jugendlicher Mut der Suchenden Kennzeichen wissenschaftlicher Wiedergeburt, so dürfen wir getrost sagen: die Philosophie ist wiedergeboren. An Stelle der versunkenen Atlantis der idealistisch-konstruktiven Systeme hat sich ein neuer Kontinent erhoben. Sehr langsam ist sein Emporsteigen, doch scheint er an Größe und fester Gestaltung Jahrzehnt für Jahrzehnt zu gewinnen. An seinen Ufern verlaufen sich allgemach die von der Katastrophe hinterlassenen Wellen. Nur als solche nachläufige Wellen sind alle Versuche anzusehen, die alten Systeme in modernisiertem Gewande

wiedereinzuführen. Auf den Gefilden des neuen Landes sehen wir zahlreiche Arbeiter beschäftigt. Sie halten die Fackeln und reichen sie einander. Sie schaufeln und bauen und verwenden auch das Bauholz, das jene Wellen herantreiben. Ihre entsagungsvolle Kleinarbeit ist auch Idealismus. Sie ist nur die bewußte Durchführung des Grundsatzes, der die Naturwissenschaften groß gemacht hat und immer mehr in die Geisteswissenschaften eingedrungen ist. „Überall“ sagt Harnack, „verdrängt das Studium primitiver Zustände das der komplizierteren, und an die Stelle der Beschäftigung mit den erhebenden Epochen der Geschichte ist die Forschung in den Niederungen getreten. Welche Fülle von Erkenntnissen und Entdeckungen hat sich dieser Arbeitsweise erschlossen! . . . Wer darf daher gebieten, daß die Wissenschaft umkehre und es anders mache?“ Man wird, meine ich, nicht einmal sagen können, daß die Geisteswissenschaften unphilosophischer geworden seien als früher; sie philosophieren nur in anderer Weise, so, wie es auch die Philosophen selbst tun.

Eines freilich fehlt dem neuen Kontinent: ein Oberhaupt. Vielleicht werden wir nie wieder ein solches im Sinne der Omnipotenz besitzen. Denn einerseits ist der Autoritätsglaube, wie er im Mittelalter den Aristoteles zum „philosophus“ schlechthin erhob, wie er aber auch zu Hegels Zeit noch stark

grassierte, immer mehr im Schwinden. Die Bildung ausgebreiteter und durch zähen Dogmatismus zusammengeschlossener Schulen wird daher seltener. Und dies ist keineswegs zu bedauern. Wer die Wissenschaft mehr liebt als den Ruhm, müßte einer solchen Schulformation nur nach Kräften entgegenwirken. Andrerseits wird aber auch die einheitliche Verknüpfung der allgemeinsten Forschungsergebnisse immer schwerer, je weiter die Wissenschaften fortschreiten. Nur solchen wird sie immer leicht bleiben, die Verschiedenartiges, ja Unverträgliches sorglos zusammenmischen, nicht aber solchen, die in höchster Präzision und Folgerichtigkeit die Ehre des Philosophen erblicken. Auch darum ist der gegenwärtige Zustand eine begreifliche Begleiterscheinung der neueren Bestrebungen. Auch nach dieser Seite hin ein Symptom des Fortschrittes, aber in sich selbst kein Fortschritt. Das elegische Wort, das Mommsen einmal im Rückblick auf die Universalität Leibnizens gesprochen, können wir heute nur in gleichem Tone wiederholen: „Unser Werk lobt keinen Meister und keines Meisters Auge freut sich an ihm; denn es hat keinen Meister, und wir sind alle nur Gesellen.“

Zu einem gewissen einheitlichen Gedankenbaue zwar gelangt ein jeder, der den Sinn aufs Größte gerichtet hält und alle Kräfte des Denkens und der Imagination diesem Ziele zuwendet. Denn Einheitlichkeit ist nicht das spezielle Merkmal einzelner

Systeme, die sie durch schematisierende Formeln erzwingen wollen, sondern sie ist die selbstverständliche Eigenschaft eines jeden völlig durchgearbeiteten Gedankenkomplexes. Fügen sich nun solche Gedankenkomplexe in neuen Individuen zusammen, und lösen sich ihre scheinbaren Widersprüche allmählich auf, so muß von selbst als wachsender Gewinn aus der Arbeit vieler, die keineswegs immer Berufsphilosophen zu sein brauchen, eine neue einheitliche Weltanschauung sich aufbauen. Ob sie dann das Gemüt ebenso wie den Verstand befriedigen wird, hängt teilweise auch vom Gemüt ab. Denn auch dieses unterliegt einer gewissen Umbildung. Nicht jeder sehnt sich nach den Göttern Griechenlands oder Ägyptens, und vom Christentume gehört doch mindestens der persönliche Teufel nicht mehr zu unsern Herzensbedürfnissen.

In solcher Weise hat mancher Lebende die verlorene Harmonie des Denkens und Fühlens auf höherer Stufe für seine Person wiedergewonnen und Anhänger seiner Auffassungen gefunden. Aber die höchste Palme menschlicher Geistesarbeit harrt noch des Siegers. Es gälte, eine die Natur- und Geisteswissenschaften gleichmäßig durchdringende Ideenwelt zu schaffen, die mit sachlicher Überzeugungskraft die weitesten Kreise der Forscher bezwänge und durch sie die gebildete Menschheit überhaupt mit neuem Lebensblute füllte. Dies könnte nur einem

königlichen Genius gelingen, wenn er noch irgend möglich ist, der Leibnizens mathematisch-physikalische Begabung, die unbegrenzte Weite seiner Interessen, die durchsichtige Klarheit seiner Gedankenbildung mit Kants bohrendem Tiefsinn und ethischem Pathos vereinigte. Hoffen wir, daß ein solcher Genius komme, und daß es wieder unserem deutschen Vaterlande beschieden sei, ihn hervorzubringen. Hoffen wir aber auch, daß, was immer die Zukunft bringen möge, sie uns dreierlei nicht nehme: die Einigkeit unter den Nationen, die zu gemeinschaftlicher Geistesarbeit berufen sind, die Einfalt des Sinnes, ohne die auch Schlangenklugheit nicht zur Wahrheit führen kann, und die Freiheit wissenschaftlicher Forschung und Lehre, die keine Wissenschaft so unbedingt und rückhaltlos beanspruchen muß, wie die Philosophie.

Vom ethischen Skeptizismus.

Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelm III.

Berlin, 3. August 1908.

Hochansehnliche Festversammlung!

Unsere Universität gedenkt heute, wie alljährlich zu dieser Stunde, ihrer Stiftung und ihres Königlichen Stifters. Sie gedenkt der schweren Zeiten, aus deren Not sie entsprang, und der tiefen Einsicht, die in der Erneuerung des geistig-sittlichen Lebens die Arznei für den erkrankten Körper der Nation erkannte. Der kräftige Herzschlag aber, der diesem Körper über die Krisis hinweghalf, war unleugbar kein anderer als der kategorische Imperativ. Für die ältere Generation noch in seiner ursprünglichen Form, für die Jugend in der ungestüm energischen Weiterführung durch Fichte oder in den Umbildungen, die Schillers künstlerische, harmonisch ausgleichende Natur verlangt hatte. Niemals hat eine aus einsamer Denkarbeit und persönlichem Pflichtgefühl geborene philosophische Ethik in so kurzem Zeitraume so reiche praktische Früchte getragen.

Selbstbesinnung, Rückkehr zu den Wurzeln unserer ganzen höheren Existenz ist aber nicht bloß erforderlich in Zeiten der Bedrängnis. Sie ist noch notwendiger in einer Zeit, da große politische Machtstellung und industrielles Gedeihen scheinbar oder wirklich begleitet sind von zunehmender Zerbröckelung der Fundamente unseres inneren Lebens. Weite Kreise sind heut erfüllt von einem ethischen Skeptizismus, dem alle Überlieferung kraftlos, alle Vorschriften wandelbar und umbildungsbedürftig erscheinen. An sich ist es kein schlechtes Zeichen, daß das Bedürfnis, die Fundamente zu erneuern, in solcher Stärke hervortritt. Aber die neuen Gesetzestafeln, die der und jener aufstellen, haben auch nur den Wert von Dogmen, für den Skeptiker also keinen. Wem geschichtliche Autorität nichts mehr ist, wer sachlich überzeugt sein will, für den gewinnen Ratschläge und Befehle, seien sie auch in Marmor gegraben und vergoldet, wie die blendenden Sprüche Nietzsches, nur Kraft, wenn es gelingt, sie mit festen wissenschaftlichen Grundlagen, an denen nicht zu rütteln ist, in einleuchtende Verbindung zu setzen.

Warum nun soll es unmöglich sein, solche Grundlagen zu finden? Warum sollen wir von einer wiedererwachten, ernsten und gründlichen Philosophie nicht auch eine allmähliche Klärung dieser schweren praktischen Fragen erhoffen? Werden

nicht die emporstrebenden Geisteswissenschaften, voran die Kulturgeschichte und die Völkerkunde, uns helfen, Licht in dieses Dunkel zu bringen und die leitenden Sterne zu entdecken?

Auf den ersten Blick scheint die vergleichende Völkerkunde die Wirrnis nur zu vermehren. Gab schon im Altertum die Verschiedenheit der Sitten unter den Völkern zu skeptischen Bedenken Anlaß, so ist seit dem Zeitalter der geographischen Entdeckungen der Glaube an allgemein menschliche, angeborene oder durch sich selbst einleuchtende, sittliche Grundsätze vollends erschüttert. Bereits Locke hat in seiner Polemik gegen angeborene Begriffe auf entsetzliche Gebräuche in anderen Erdteilen hingewiesen. Skeptische Folgerungen lagen ihm allerdings fern. Aber Montaigne hatte bereits vor ihm aus den gleichen Tatsachen skeptische Schlüsse gezogen, und viele sind ihm seither darin gefolgt. Ist doch das Tatsachenmaterial in dieser Richtung immerfort gewachsen. Heute läßt sich fast zu jeder Handlung, die wir gut nennen, eine entgegengesetzte aufzeigen, die bei anderen Völkern gut genannt wird, während unsere sittlichen Ideale dort der Verachtung begegnen.

Indessen nur für sehr oberflächliche Geister ist damit alles erledigt. Andere finden sich zu anhaltendem Nachdenken veranlaßt: in skeptischem Zusammensturze braucht dieses Nachdenken nicht

zu endigen. Wenn der Naturmensch eine Handlung, die wir mißbilligen, lobt, wer sagt uns, daß sein Lob ethische Billigung im heutigen Sinne bedeutet? Vielleicht gibt es diesen Standpunkt für ihn noch nicht, vielleicht hat er nicht ein anderes, sondern überhaupt noch kein Gewissen. Ein so ausgezeichneter Forscher wie John Lubbock (Lord Avebury) hat den Naturvölkern fast jede ethische Regung abgesprochen. Geht seine Zuversicht vielleicht zu weit, so kann man doch die Berechtigung der Frage nicht leugnen. In künstlerischen Dingen hat schon Fechner betont, daß die Verschiedenheiten des Geschmackes nicht notwendig so groß sind, wie sie anfänglich erscheinen. Denn natürlicherweise sind bei der Gestaltung von Bauwerken oder Gerätschaften zuerst nicht Geschmacksrücksichten, sondern praktische Beweggründe maßgebend. Ähnlich kann es bei den Handlungen sein, die wir jetzt und von unserem Standpunkt als ethische betrachten.

Aber nehmen wir einmal an, daß die Herzen der Menschen uns offen ständen, daß wir darin ohne Gefahr des Mißverständnisses lesen könnten, und daß wir tatsächlich die verschiedensten Handlungen von ethischer Billigung im gegenwärtigen Sinne des Wortes begleitet fänden: so würde auch dann nur folgen, daß unter verschiedenen Lebensumständen verschiedene Handlungsweisen wahrhaft gut sein können; ein Lehrsatz, für den die Völkerpsychologie

zwar die eindrucksvollsten Belege liefert, der aber auch unabhängig von ihr bewiesen werden kann. Denn die Handlungen gehen, wie schon Aristoteles sagt, auf das einzelne, das einzelne ist aber unendlich verschieden, daher können gleichförmige Regeln nur innerhalb bestimmter Lebensverhältnisse und selbst da nur durchschnittlich, gelten.

Inwiefern die Lebensumstände verschiedene sittliche Ideale bedingen können, ist im allgemeinen nicht schwer verständlich. Die reiche und feine Gliederung der Gesellschaft, die Fülle des Wissens, der Kunst, des Verkehrs, alles, was wir Kultur nennen, muß auch die ethische Beschaffenheit einer Handlungsweise und den ethischen Wert einer Einrichtung für uns in anderem Licht erscheinen lassen wie für die Naturvölker. Es ist mit den ethischen Forderungen wie mit den Vorstellungen vom Himmel. Der Himmel des Indianers hat keinen Wert für den Türken, der des Türken wie der des Indianers keinen für den Christen. Auch wenn wir allgemein-menschliche Ideale anerkennen, muß doch immer sozusagen die Mischung und die Dosierung, das Rezept für eine bestimmte Bildungsstufe, dieser Stufe angepaßt sein. Es gibt eine temporale, eine lokale, eine nationale Ethik. Und so wird auch ohne Zweifel die Ethik der kommenden Zeiten nicht ganz dieselbe sein wie die der vergangenen. Dies kann aber, richtig verstanden, nicht zum Skeptizismus führen,

sondern nur von ihm erlösen. Es muß uns mit dem Zutrauen erfüllen, daß die künftige Ethik der vergangenen nicht einfach entgegengesetzt, sondern ihre konsequente und stetige Fortentwicklung sein werde, ebenso wie die Lebensbedingungen selbst sich im allgemeinen stetig entwickeln.

Dem Primitiven mag es beispielsweise, soweit er ethisches Gefühl besitzt, verwerflich genug erscheinen, daß das Leben in tausend Paragraphen eingeschnürt werde, wie sie zu einer modernen gesellschaftlichen Ordnung nun einmal erforderlich sind, und wie sie selbst im sozialdemokratischen Zukunftsstaat erforderlich sein würden. Dafür genießt aber der Mensch der Kulturstaaten eine Freiheit, „um die ihn die farbigen Jäger wohl beneiden dürften", seine Geistesfreiheit. Ich kann dies nicht besser als mit den Worten Oskar Peschels ausführen, dem schon der letzte Satz angehört: „Die Herrschaft des Unglaubwürdigen ist nirgends stärker als im Gemüte des sogenannten Wilden, und er zittert durch das ganze Leben vor den Gebilden seiner eigenen Imagination. So war unser Geschlecht vor die Wahl gestellt: Sklaven zu werden innerhalb einer bürgerlichen Ordnung, aber frei zu sein von den Bedrängnissen der Einbildungskraft, oder aller geselligen Fesseln ledig als einzige Freiherren Jagdreviere zu durchstreifen, aber dafür eingeschüchtert zu werden von jedem fratzenhaften

Traum, und eine Beute zu bleiben der kindischen Gespensterfurcht."

Und wie das Freiheitsideal verschiedene Formen annimmt, so geht es auch mit anderen, etwa den sexuellen Idealen. Daß das Schamgefühl dem Naturmenschen vollkommen fremd ist, daß dann bei der Verhüllung einzelner Teile ganz andere als ethische Motive wirkten, daß erst allmählich die europäischen Schambegriffe entstanden sind: dies ändert nichts an der Tatsache, daß das so entwickelte Schamgefühl nun einmal in unseren Verhältnissen, wenn man von unvernünftigen Übertreibungen absieht, ganz unentbehrlich ist. Wer möchte auch nur vom ästhetischen Standpunkte die Rückkehr zu den Sitten der Botokuden ertragen, und würde nicht eine solche ästhetische Abstumpfung allein schon auch einen unendlichen moralischen Verlust bedeuten?

Auch unsere monogamische Ehe, so lästig sie von manchem empfunden wird, gehört zu den Bedingungen für die Verwirklichung der höheren Menschheitsziele. Sie ist eine Fessel, aber eine, durch die unzählige segensvolle Kräfte frei werden, die sonst gebunden blieben. Der Entwicklungsprozeß schreitet auch in sexueller Hinsicht nicht im Sinne der Lockerung, sondern der Festigung freiwillig geschlossener Bande voran, indem er nur die Freiwilligkeit selbst und damit das Verantwortlichkeits-

gefühl, die Kraft der Überlegung und der Durchführung einmal gefaßter Willensentschlüsse steigert.

Immer also und in allen Beziehungen werden unbestreitbare Vorzüge des alten Zustandes preisgegeben, um größere, tiefer liegende zu erkaufen. Für das ungezügelte Spiel physischer Kräfte sind die ins Unendliche steigerungsfähigen Güter eingetauscht, die den Menschen vom Tier und den Kulturmenschen vom Naturmenschen scheiden.

Selbstverständlich darf nicht behauptet werden (obgleich es behauptet worden ist), daß alle Verschiedenheiten der Sitten und Gesetze, die wir in der Geschichte und in der gegenwärtigen Menschheit vorfinden, sich für die betreffende Zeit und Örtlichkeit aus den Lebensumständen ethisch rechtfertigen ließen. Vielmehr treffen wir, je unzivilisierteren Zuständen sich die Betrachtung zuwendet, um so mehr öffentlich anerkannte Gebräuche an, die nur auf Vorurteilen oder finsterem Aberglauben ruhen, wie die Hexenprozesse, wie die Selbstquälereien der Büßer, wie die weitverbreiteten Bestrafungen von Tieren, die Blutrache, die Menschenopfer. Auch die übermäßige Strenge der Strafbestimmungen hängt nicht immer mit stärkeren Nerven oder der Notwendigkeit kräftigerer Abschreckung, sondern viel häufiger mit religiösem Aberglauben oder despotischer Willkürherrschaft zusammen. Die Sonderung solcher außerethischen Motive von den ethischen ist begreiflicher-

weise schwer, um so schwerer wiederum, je weiter wir zurückgehen, weil dann eben das Vorkommen eigentlich ethischer Motive überhaupt immer zweifelhafter wird. Aber soweit jene Sonderung möglich ist, können Betrachtungen, wie die vorher erwähnten, über die notwendige Verschiebung der ethischen Ideale mit dem allgemeinen Kulturzustande gewiß Überzeugungskraft in Anspruch nehmen. Die völkerpsychologischen Verschiedenheiten in ethischer Hinsicht rechtfertigen also nicht einen skeptischen Verzicht, sondern lehren uns nur, die ethischen Erscheinungen im Zusammenhange mit allen übrigen zu betrachten. Ändert sich das Gewissen, so ist es doch als tatsächlicher Faktor des Seelenlebens im allgemeinen immer nur stärker und zugleich differenzierter geworden.

Wenn wir den Wortvorrat der gegenwärtigen europäischen Sprachen auf die ethischen Prädikate hin untersuchen, namentlich auf die mißbilligenden, von dem bloß Unschönen, Unzarten, Unritterlichen, Illoyalen bis zum Unehrenhaften, Schmählichen, Niederträchtigen, so findet darin eine Reihe scharf charakterisierter Gefühle ihren Ausdruck, die sich innerhalb einer jeden Grundrichtung, der billigenden wie der mißbilligenden, untereinander nach Stärke und nach Färbung unterscheiden, gleich den Farben des Regenbogens. Nun erscheint zwar auch unter uns dieselbe Handlungsweise dem einen schon

niederträchtig, die der andere nur als unfair oder als „contra bonos mores“ bezeichnet. Aber es pflegt doch wenigstens die Richtung des Gefühls, ob positiv oder negativ, insoweit die nämliche zu sein, als der Radikalste wie der Konservativste auf zahlreiche Handlungsweisen mit billigenden, auf andere mit mißbilligenden Wertgefühlen reagieren. Die Existenz dieser vielfarbigen, aber im allgemeinen gleichgerichteten Wertgefühle, deren Gesamtheit das Gewissen in populärem Wortsinn ausmacht, kann also, abgesehen von Fällen einer extremen moral insanity, nicht in Frage gestellt werden. Sie dürfen in der Zeit der Tatsachenverehrung beanspruchen, als eine Tatsache ersten Ranges und als eine wirkungsgewaltige reale Kraft anerkannt zu werden. Woher „der Götter ungeschriebenes, unerschütterliches Gesetz“ in unsere Brust gekommen, wissen wir vielleicht besser als Antigone, vielleicht auch nicht: sicherlich ist es nicht weniger da als zu ihrer Zeit und behauptet sich unabhängig von Lob und Tadel, Lohn und Strafe. Der Ehrenhafte meidet Unehrenhaftes, schon um den Erinnyen der Selbstverachtung zu entgehen. —

Gerade an diesem Punkt aber setzt der ethische Skeptizismus aufs neue mit einem furchtbaren Angriff ein. „Ein solches Verhalten, das als höchste Blüte der Moral gepriesen wird, ist es nicht schließlich doch nur ein verfeinerter Epikureismus? Wenn ich das Schlechte meide, um der Selbstverachtung zu

entgehen, ist dies etwas wesentlich anderes, als wenn ich die Trunkenheit meide um des leidigen Katzenjammers willen? Gewissensbisse sind vom Übel, und wer sie sich nicht abgewöhnen kann, der muß eben die Veranlassungen dazu umgehen. Ein kategorischer Imperativ liegt hier nicht vor, nur ein hypothetischer, eine Klugheitsregel."

So könnte der Skeptiker sprechen, und noch folgendes kann er hinzufügen: „Alle diese Gefühle haben einen illegitimen Ursprung. Wir hören von Psychologen der empiristischen Schule in England, am klarsten und trockensten von Alexander Bain, daß ursprünglich nur die Furcht vor Strafe die Befolgung gewisser, von den Herrschern oder der Gesellschaft um der Nützlichkeit willen aufgestellten, Vorschriften erzwang, daß diese Vorschriften Tradition wurden, daß die Erinnerung an das ursprüngliche Motiv allmählich schwand, und so zuletzt die Vorschriften um ihrer selbst willen, als Gebote eines sogenannten Gewissens, ausgeführt wurden, ganz ebenso wie zahlreiche rein zeremonielle, jetzt vielleicht ganz zwecklose, Handlungen Sitte geworden sind, und ihre Unterlassung von der Gesellschaft übel vermerkt wird. Sittlichkeit ist nichts anderes als Befolgung der Sitte ohne Rücksicht auf ihren Ursprung. Ist dies aber wirklich der Weg, auf dem der Götter ungeschriebenes Gesetz in unsere Brust gekommen, dann muß für einen, der sich den

Ursprung der Gebote vergegenwärtigt, ihre Verbindlichkeit aufhören. Bloß überlieferten und anerzogenen Gefühlen ohne wahrhafte rationelle Grundlage fehlt die letzte Sanktion, die der denkende Mensch verlangt."

Aus solchen Erwägungen heraus hat in der Tat Paul Rée gefolgert, daß für den Einsichtigen und nicht von der Gewohnheit Beherrschten das Gewissen hinwegfalle. Meines Erachtens ist er darin konsequenter gewesen, als die gewöhnlichen, sehr zahlreichen Anhänger derselben Erklärungsweise. Liegt es so, daß eine edle Gesinnung diese ihre Eigenschaft nur durch ein Zusammenwirken von egoistischer Furcht mit Vergeßlichkeit erhält, dann ist das einzig Vernünftige die Besinnung auf diese Wurzeln und die Befreiung von jenem historisch-pädagogischen Betruge, der uns einen inneren selbständigen Wert uneigennütziger Regungen vorspiegelt. Dann fällt die Rücksicht auf Gebote und Verbote zum mindesten in solchen Fällen hinweg, wo tatsächlich keine staatliche oder gesellschaftliche Strafe zu erwarten ist, wo wir Entdeckung sicher nicht zu fürchten haben.

Man hat zwar darauf hingewiesen, daß selbst der aufgeklärteste Naturforscher, obgleich er nicht an Gespenster glaubt, sich doch bei Nacht des Gruselns nicht erwehren könne. Aber das ist eine starke Übertreibung und dazu ein schlechter Trost. Denn

wenn wirklich die ernsten Aussprüche des Gewissens nichts anderes wären, als ein solches törichtes Gruseln, ein Überrest geistiger Unkultur, so müßten wir sie sicherlich loszuwerden suchen. Daher führt ein solcher Rettungsversuch nur tiefer in den Skeptizismus hinein.

Bain selbst hat den schwachen Punkt seiner Deduktion nicht übersehen. Er nimmt darum von vornherein die sympathischen Gefühle, die sozialen Instinkte, zu Hilfe, die er Darwin als eine ursprüngliche Mitgift der menschlichen Natur vom Tierreiche her betrachtet. Auch P. Rée, der Bain gelesen hat, benutzt dasselbe Hilfsprinzip. Diese sympathischen Gefühle sind nach Bain zwar individuell verschieden, aber wo immer wir einen Menschen treffen, der das Glück anderer als ein selbständiges Ziel betrachtet, da müsse man ihn sorgsam diesen seinen Impulsen überlassen. Also sagt ihm ja nichts von ethischer Wissenschaft, laßt ihn nicht nachdenken über die letzten Gründe der moralischen Vorschriften, sonst wird er selbstsüchtig!

Wir sehen, daß auch diese Ausflucht gleichbedeutend ist mit der Vernichtung aller rationellen Ethik. Die für Sympathie Begabten dürfte man nicht in ihrer Gedankenlosigkeit stören, die nicht dafür Begabten aber erst recht nicht, da ihre natürliche selbstsüchtige Anlage durch die theoretischen Kenntnisse nur verstärkt werden müßte.

Noch ein anderes Bedenken richtet sich gegen die Herleitung der Sittlichkeit aus der Macht der Überlieferung und dem Wegfall egoistischer Reflexionen. Wäre es so, dann wäre unser moralisches Handeln nur ein mechanisches Tun nach bestimmten gleichförmigen Schablonen, während doch wahre Sittlichkeit, wie Kant mit Recht sagt, „niemals zur Gewohnheit werden, sondern immer ganz neu und ursprünglich aus der Denkungsart hervorgehen soll". Sie ist stets der Natur des einzelnen Falles gemäß und keineswegs immer in Übereinstimmung mit der Überlieferung. Was sollten wir zu den großen Kämpfern sagen, wie Giordano Bruno, wie Luther, was zu den Tausenden, die geheiligter Überlieferung zum Trotz allein dem folgten, was sie als gut und recht erkannten, obschon es ihren persönlichen Interessen zuwiderlief und den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit, auch oft genug den Christen eine Todsünde war? Gerade in Konflikten mit der Überlieferung tritt die Übergewalt ethischer Gesinnung am reinsten zutage. Was soll uns hier die Macht stumpfer Gewohnheit, was auch die angeborene Gutmütigkeit zur Erklärung helfen!

Demnach ist die volle Lösung des ethischen Rätsels sicherlich nicht bloß in der beliebten Formel zu finden, Sittlichkeit sei die Tochter der Sitte. Die Erforschung des Ländlich-Sittlichen und seiner Ent-

wicklungsgeschichte ist Völkerpsychologie, aber sie ist noch keine Ethik.

Was ihr dazu fehlt, geht aus den letzten Betrachtungen hervor. Gerade das, was nach jener falschen Auffassung im Laufe der Zeiten hinweggefallen wäre, muß heute noch, und mehr denn je, das Wesentliche sein, wenn anders eine wahrhaft ethische Entwicklung existiert: die Einsicht. Diese Einsicht kann aber nicht bloß darin bestehen, das man Gutes tut, Schlechtes unterläßt, weil altüberkommene Gefühle das Tun und Lassen begleiten (obgleich auch eine solche Reflexion, wenn sie bewußt und ausdrücklich angestellt wird, das Handeln schon über die Stufe bloßer Instinkttätigkeiten hinaushebt). Vielmehr müssen die Gefühle selbst auf Erkenntnis ruhen, von Erkenntnis durchdrungen sein, und nur insoweit werden sie ethische heißen dürfen. Es muß Handlungen oder, richtiger gesagt, Gesinnungen geben, deren innerer Wert unabhängig von allen äußeren Geboten und Gewalten jedem, der sehen kann und nicht die Augen schließt, entgegenstrahlt.

Und so ist es auch. Mit Kant und mit Sokrates teilen wir die Überzeugung, daß das moralische Handeln sich als ein im höchsten Sinne einsichtiges von allem bloß instinktiven oder gewohnheitsmäßigen Handeln unterscheide. Nur darin können wir Kant heute nicht mehr beistimmen, daß er dem obersten Prinzip, auf das er alle ethischen Einsichten zurück-

führt, eine rein formalistische Fassung gibt. Darüber sind wohl die Akten geschlossen. Aus dem kategorischen Imperativ, so wie ihn Kant selbst verstanden hat und seinem ganzen Standpunkte nach verstehen mußte, ist nicht ein einziger Fall ethischer Entscheidung wirklich herzuleiten, und seine eigenen Herleitungen kommen nur durch verdecktes Hineinspielen anderer Erwägungen zustande. Nicht in der bloßen Form, sondern in der Materie des Wollens müssen die Wurzeln der ethischen Einsicht gesucht werden, in idealen Gütern oder Werten.

Wahrheit in allen ihren Formen, von der elementarsten, wie sie durch jede richtig verstandene Sinneswahrnehmung gegeben wird, bis zu den höchsten wissenschaftlichen Erkenntnissen, Schönheit in allen ihren Erscheinungsweisen, reine Daseinsfreude, Liebe und Treue, Vielseitigkeit, Freiheit, Tüchtigkeit in aller Hinsicht, Macht, reife Persönlichkeit — wer möchte leugnen, daß hierin wahre Güter liegen? Man kann eine solche Gütertafel, wie sie schon Plato vorschwebte, in verschiedener Anordnung entwerfen. Man wird nicht alle hier schlicht aufgezählten Werte einfach koordinieren, sondern einige davon als ganz unmittelbare, andere dagegen als abgeleitete, die einen gleichsam als selbstleuchtende, die anderen als bloß reflektierende Sterne betrachten. Aber daß sie leuchten, daß sie allen leuchten, die sehen können und nicht die Augen schließen, steht

außer Frage. Die Meinungsverschiedenheiten unter den heutigen Moralphilosophen gelten zumeist nur der Frage, die wir hier beiseite lassen können, ob eines von diesen Gütern als das allein unmittelbare zu gelten habe, und welches. Selbst die Umwerter aller Werte können nichts weiter tun, als daß sie einige davon mehr, andere weniger betonen oder eines als den Urquell aller anderen betrachten. Sie malen zuletzt mit den nämlichen Farben und kochen mit den nämlichen Stoffen.

Wohl ist nun von den Sternen zur Erde ein weiter Weg, und ehe wir aus den allgemeinen abstrakten Wertbegriffen Wertmaßstäbe für den einzelnen Fall des Handelns gewinnen, bedarf es vieler Zwischenglieder. Im einzelnen Falle kann infolge der konkreten Umstände eines der Güter außer Betracht fallen. Wir müssen vielleicht die Freiheit, die Gesundheit opfern oder Mitleid und weiche Herzensregung unterdrücken. Es treten sozusagen Koeffizienten auf, durch die augenblicklich einer der Werte alle übrigen überragt, ein anderer annulliert wird, indem eben der Koeffizient Null wird; und daraus muß sich jene wohlberechtigte Relativität begreifen lassen, die dem absoluten Werte der abstrakt gedachten Güter keinen Eintrag tut, ihn aber je nach den Umständen der Zeit, des Volkes, des Einzelnen und des Augenblickes modifiziert.

Es treten ferner eigentümliche erkenntnistheoretische Fragen auf, so die Frage nach dem Wesen jener Gefühlsevidenz, jener Durchdringung von Fühlen und Erkennen, auf die alles hier zurückläuft. Auf dieses Problem hat unter den Philosophen Franz Brentano die Aufmerksamkeit gelenkt und es durch die Parallele mit der theoretischen Evidenz erläutert. Es ist auch durch meinen Amtsvorgänger vor Jahresfrist an dieser Stelle behandelt worden. Aber die Schwierigkeiten, die darin liegen, können nicht die Tatsache der ethischen Gefühlsevidenz selbst verdunkeln.

Weiterhin muß man verlangen, daß diese Tatsache, deren Aufzeigung zunächst eine rein deskriptive Angelegenheit ist, mit den kausalen Bedürfnissen und zumal mit der Entwicklungsidee in ihrem ganzen Umfang in Beziehung gesetzt werde. Die besonderen Probleme, die hier entstehen, können, wie ich glaube, nur durch die Vorstellung gelöst werden, daß auf geistigem Gebiet an gewissen Punkten Neubildungen eintreten; eine Vorstellung, zu der man von vielen Seiten her, nicht bloß von der Ethik aus, gedrängt wird. Als eine solche Neubildung würden wir das Auftauchen einsichtiger Wertgefühle in ihren ersten Spuren betrachten, da sie qualitativ von allen bloß instinktmäßigen Gefühlen, auch den sozialen Instinkten, verschieden sind. Man könnte sagen, daß darin die Richtung der gesamten Weltentwicklung, die ja ohne

Zweifel eine ganz bestimmte, nicht umkehrbare ist, in einzelnen Individuen Gegenstand des Bewußtseins werde. Aber damit streifen wir schon die Beziehungen der Ethik zur Metaphysik, von der sie besser zunächst gesondert wird.

In anderer Richtung strebt die Wertlehre der jung-Fichtischen Schule, wie sie kürzlich von Münsterberg entwickelt wurde, nach einem metaphysischen Ausdrucke der Tatsachen, indem sie in der unbedingten Anerkennung der Werte die Betätigung eines in uns lebendigen überindividuellen Willens erblickt, analog wie der Religiöse im Gewissen die Stimme Gottes vernimmt, und wie Kant seine Postulate der praktischen Vernunft an die Aufstellung des Sittengesetzes angeknüpft hat. Gewiß müssen solche metaphysische Gedanken die Lebensstimmung, die Energie, mit der wir das Gute vollbringen, in hohem Maße beeinflussen, und ich bin weit entfernt, den unvergleichlichen Wert der Überzeugungen über eine höhere Ordnung der Dinge, in die unser empirisches Dasein hineinragt, in Abrede zu stellen. Nur gerade, wo es sich um die wissenschaftliche Grundlegung der Ethik handelt, um eine Mauer gegen den Skeptizismus, da ist es weder ratsam noch möglich, sich darauf zu stützen. Ratsam nicht, weil hier mit aller Kraft das gemeinsame Minimum ganz unleugbarer tatsächlicher Wahrheit an die Front gestellt werden muß. Aber auch nicht möglich, weil es immer zu

Zirkelbeweisen führt, wenn man unmittelbar Gegebenes durch nicht unmittelbar Gegebenes begründen will. Der Begriff Gottes, wenn man darunter das Urgute versteht, setzt den Begriff des Guten offenbar schon voraus. Daher ist die theologische Begründung der Moral ein innerer Widerspruch, und aus demselben Grunde würde es auch nicht angehen (und ist auch wohl nicht beabsichtigt), aus einem überindividuellen Wollen die Güte des Guten herzuleiten; sondern diese muß in sich feststehen und dann erst gefragt werden, ob und welche metaphysische Gedanken sich daran knüpfen lassen oder notwendig daraus folgen.

Von der Güterlehre, die den Anfang der Ethik bilden muß, führt nun zur Pflichtenlehre vornehmlich der Gedanke und die Erkenntnis, daß die Verwirklichung jener Güter in irgend erheblichem Grade nur innerhalb der menschlichen Gemeinschaften, und zwar nur durch ein Aufgehen des Individuums in den gemeinschaftlichen Zielen möglich ist. Nicht eine Vorschrift liegt hierin, sondern in erster Linie ein psychologisches Naturgesetz, aus dem dann erst die Regel folgt, daß, wer individuelle Vollkommenheit erreichen soll, sich selbst vergessen muß.

Schwung und Zug kommt nur in ein Leben, das von großen objektiven Zielen erfüllt ist. Die Rose, die, sich selber schmückend, auch den Garten schmückt, ist doch für den Menschen nicht das

richtige Gleichnis. Und wenn Nietzsche, der Sprößling einer ungleichen Ehe zwischen Romantik und Darwinismus, von Herrenmenschen träumt, die hoch über der profanen Menge wie die Häupter der Alpen ihre einsame Größe genießen, so ist dies auch mehr poetisch als psychologisch gedacht. Durch Verlegung aller Willensziele in das Subjekt können Herrenmenschen nur im Sinne von Cesare Borgia, Karikaturen wahrer Menschengröße, erwachsen. Alle Wortkünste Nietzsches wiegen den schlichten Satz nicht auf, der die wahre Grundformel auch für unsere Zeit und das Geheimnis aller Größe enthält: Nur wer seine Seele verliert, wird sie gewinnen.

Diese Formel ist's, die unausgesprochen in der gewaltigen Bewegung nach einer sozialen, objektiv gerichteten Ethik zum Ausdrucke kommt, einer Bewegung, die wie die Sturmflut über allen noch so genial formulierten Subjektivismus hinwegschreitet, weil sie ungleich tiefer in der menschlichen Natur begründet ist. Wer nicht in objektiven Interessen lebt, hat seinen Lohn dahin, indem er verurteilt ist, zeitlebens nur die Gesellschaft seines elenden Selbst zu teilen, dem er allen Inhalt genommen hat, das er nur künstlich aufzuputzen vermag. Wie anders, wer in einem Kunstwerk, in Problemen der Wissenschaft, der Technik, der nationalen Wohlfahrt aufgeht: welchen Reichtum an Leben, an wahrer Wirklichkeit saugt er, ohne es zu wollen, in sich ein!

Sogar von der Selbstachtung gilt es, daß sie nicht Ziel und nicht Motiv unseres Handelns sein soll. Sie muß von selbst, ungesucht, als Folge des Handelns in der Seele entstehen. Sonst möchte es in der Tat zu jenem Epikureismus der Selbstachtung kommen, der in eitler Selbstbespiegelung endigen muß. Selbstachtung muß aus der klaren Erkenntnis resultieren, daß unsere Handlungsweise die Summe des objektiven Guten zu vermehren, die des Schlechten zu vermindern geeignet war. Haben wir in dieser Hinsicht falsch gerechnet, so sind wir nicht ohne weiteres entschuldigt. Nur dann dürfen wir uns freisprechen, wenn ein übler Erfolg auch durch rechtzeitiges Aufbieten unserer Erkenntniskräfte nicht hätte verhindert werden können. Dann freilich wird Selbstachtung immer der Trost dessen sein, dem für edles Wollen Mißerfolg, Undank und Verachtung zuteil wurde.

In jeder Weise also zeigt sich ethische Gesinnung identisch mit sachlicher Gesinnung. Die Quintessenz der Pflichtenlehre liegt hierin beschlossen.

Zwei Hauptforderungen aber stellt eine solche objektiv gerichtete Güterethik, wenn sie das Leben umfassen und durchdringen will, an ihre Adepten. Die eine heißt: möglichst umfassende Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Wirklichkeit. Für eine formalistische, individualistische, asketische oder sonstwie weltfremde Ethik mag alles gleichgültig sein, was

nicht direkt dem Seelenfrieden dient oder sich unter die abstrakte Formel ordnet. Für eine Güterethik dagegen muß die Anatomie des sozialen Körpers, die Technik des Lebens von Bedeutung werden. So wahr es immer bleiben wird, daß nichts in der Welt gut ist als allein der gute Wille, d. h. daß nicht erst der Erfolg entscheidet, ebenso wahr ist es doch, daß der beste Wille das Schlimmste bewirken kann, wenn er nicht von Kenntnissen über die realen Bedingungen für den Eintritt des Guten in diese Welt begleitet ist. Eine Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft, wäre noch weniger willkommen als die von umgekehrter Beschaffenheit.

Die andere Forderung heißt: unersättliches, nimmerruhendes Nachdenken über das Wesen und die Wurzeln der Sittlichkeit. Über ethische Probleme grübeln ist selbst schon eine ethische Betätigung, und niemals sollte sie stillestehen. Dadurch allein gewinnen auch reale Kenntnisse erst wahre Fruchtbarkeit. Wir legen, um auf Beispiele hinzuweisen, mit Recht ein großes Gewicht auf die Kenntnis der Gefahren, die aus dem Mißbrauch des Alkohols oder aus geschlechtlichen Verfehlungen für den Einzelnen und für die Gesellschaft entspringen können. Wie aber, wenn einer, im vollen Besitz aller Kenntnisse von Ursachen und Wirkungen in diesen Dingen, uns erklärt: „Für meine Person bin ich bereit, die Folgen zu riskieren, am Wohlergehen der anderen aber

ist mir nichts gelegen“? — Dann stehen wir sofort vor dem Abgrunde, dem himmelweiten Unterschiede zwischen Klugheitslehre und Sittenlehre, vor der Schwierigkeit, ethische Überzeugungen in einem Gemüte zu begründen, das sich von Autorität und Tradition losgesagt und sein' Sach' auf eigene Überlegung gestellt hat. Dann mögen wir nach Resten jener überkommenen Gefühle von Billigung und Mißbilligung suchen, die auch dem Skeptiker geblieben zu sein pflegen. Aber die Aufgabe der ethischen Aufklärung beginnt erst mit der Weckung des Selbstdenkens über diese Probleme. Wir müssen unter Zerstörung jener unzulänglichen Erklärungen des Gewissens aus blinder Gewöhnung in dem Zweifler das Bewußtsein zu wecken suchen, daß es Werte an sich gibt, deren Anerkennung er sich nicht entziehen kann, und daß sie auch für ihn selbst nur durch Aufgehen in den objektiven Zielen erreicht werden können. Wir müssen ihn dann zu der Einsicht führen, daß in den anerzogenen Wertgefühlen vieles doch auch rationell zu verstehen und zu rechtfertigen ist, und daß im übrigen schon das Bestehen gegebener Ordnungen des Lebens und fester Institutionen, auch wenn sie nicht tadellos sind, eines der größten und unentbehrlichsten allgemeinen Güter ist; daß er sich selbst auf Schritt und Tritt in solchen Formen bewegt und sie im Kleinen und Großen keinen Augenblick missen könnte; daß jede Ab-

weichung, die in egoistischen Motiven wurzelt, die Kraft der Institution untergräbt und, wenn sie niemand zur Kenntnis kommt, doch in dem Handelnden selbst unweigerlich eine Disposition hinterläßt, die sein Fühlen und Wollen für alle Zukunft schwächt. Wir müssen so die Achtung vor dem Gesetz und den „erhabenen großen Namen der Pflicht", dessen Glanz unserem Skeptiker verdunkelt ist, von den darum gelagerten Nebeln befreien, sei es mit Aufbietung alles wissenschaftlichen Apparates oder ohne solchen, je nach dem Stande seiner Bildung. Überall aber handelt sich's hier darum, die eigene Erkenntnis anzuregen, nicht, wie es bei der Belehrung über reale Verhältnisse viefach der Fall sein muß, fertige Kenntnisse, Errungenschaften anderer bloß zu überliefern.

Freilich wirkt die ethische Einsicht so wenig unmittelbar auf den Willen wie die theoretische. Das Licht des Verstandes muß zuerst zum Herzen dringen, wenn es wirken soll. Aber intellektuelle Naturen — und um solche handelt es sich bei den Modernsten der Modernen und bei allen, die ihre Zweifel schwer nehmen — solche Naturen haben sich gewöhnt, ihr Fühlen der Führung des Denkens anzuvertrauen. Und die Nichtintellektuellen werden zuletzt, da sie sich durch Umgebung und Tradition bestimmen lassen, von den Intellektuellen geleitet, je mehr diese die Gestaltung und Umgestaltung des Lebens an sich reißen. In dieser Hinsicht nähern sich die viel

verlachten Hoffnungen Platons doch langsam ihrer Erfüllung.

Hier nun, Ihr Kommilitonen, liegt die höchste und heiligste Aufgabe Eures Lebens. Unser Vaterland ist größer geworden, als unsere Väter hoffen konnten. Wer in den weiten Gauen des Deutschen Reiches herumwandert, dem kann wohl das Herz aufgehen, wenn er die Stätten mannigfachster und intensivster Arbeit, die Fabriken, die Seehäfen und Werften, die Wohlfahrtsanstalten, die Kunst- und Gewerbemuseen, die Blüte so vieler Städte gewahrt, und wenn er nun gar das Luftschiff des Siebzigjährigen, eines wahren Herrenmenschen, seiner Lenkung gehorsam durch den freien Himmelsraum fliegen sieht. Und doch: wäre es so, wie leise und laute Stimmen sagen, daß den äußeren Aufschwung ein innerer Niedergang begleitete, dann möchte man alles ungeschehen wünschen, dann lieber weg mit Schiffen und Fabriken, den Untergang könnten sie keinesfalls verhüten. Aber so ist es nicht, liebe Kommilitonen, wenn Ihr nicht wollt! Alles ist Euer. Bei Euch, bei der jungen Intelligenz steht Glück und Unglück unserer Nation. Und wir glauben aus vielen Zeichen zu entnehmen, daß Ihr selbst die Gefahr erkannt und aus eigener Kraft zu bekämpfen beschlossen habt. Das Dichterwort: „Wir, wir leben, unser sind die Stunden, und der Lebende hat recht!“ — Ihr wollt es in einem höheren Sinn, als er wohl dem

Dichter selbst vorschwebte, verwirklichen. Das erste muß sein, die skeptische Geistesträgheit zu überwinden, unter deren Gifthauch alles Leben erstirbt. Dann gilt es, zu bauen, und da werdet Ihr bald genug erkennen, daß man die Steine und die Konstruktionsgesetze nicht beliebig erfinden oder verändern kann, daß nur Luftschlösser von einem Einzigen in einer einzigen begeisterten Stunde geschaffen werden, und daß es sich nicht darum handeln kann, die ethischen Errungenschaften von Jahrtausenden rückgängig zu machen, sondern nur darum, das bereits hochentwickelte soziale Denken und Fühlen noch weiter zu verfeinern, es veränderten Zeitumständen anzupassen, dann aber wieder das Leben dieser Erkenntnis und diesen vervollkommneten Gefühlen anzupassen.

So sehen wir denn auch Bewegungen unter Euch im Gange, die der erkannten Pflicht ihren Einfluß auf den Willen zu sichern streben, die Selbstbeherrschung, Willenskräftigung bezwecken, die auch an körperlicher Stählung nach althellenischer wie altdeutscher Sitte die Willenskraft erproben und die Lust zu gemeinschaftlicher Betätigung wecken, die durch Freude an Natur- und Kunstschönheit, durch Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten die Dämonen eines krankhaften Subjektivismus und Egoismus verscheuchen wollen. Die Alma Mater beglückwünscht Euch zu dieser Selbsterziehung. Sie

erblickt darin ein Wiederaufleben von Bestrebungen aus den ersten Dezennien ihrer eigenen Geschichte und ein Unterpfand für die Zukunft unseres Volkes in möglichen schweren Stürmen. Und sie ruft Euch zu:

Steht fest und werdet Männer, die das Leben kennen und schätzen, die Pflicht aber höher schätzen als das Leben!

Die Anfänge der Musik.

Vortrag
vor dem „Wissenschaftlichen Verein" in der Berliner Urania
am 24. November 1909[1]).

Verehrte Anwesende!

Im Laufe langer Jahrtausende hat das Menschengeschlecht in Sprache, Wissenschaft, Kunst, ethischer, sozialer und technischer Betätigung Entwicklungen hervorgebracht, die uns immer wieder vor die Frage stellen, aus welchen Anfängen alle diese Herrlichkeiten entsprungen sind, und welcher göttliche Funke, zuerst unscheinbar aufglühend, allmählich diese Lichtfülle entzündet hat. Ohne nun tiefer in die Abgründe der menschlichen Natur oder gar in metaphysische Geheimnisse dringen zu wollen, möchte ich heute nur versuchen, mit Hilfe der Erfahrungen und Kenntnisse, die uns die heutige Völkerkunde, die vergleichende Musikwissenschaft und die experimentelle Psychologie darbieten, der Frage nach den Ur-

[1]) Der Vortrag war von Demonstrationen aus dem Phonogrammarchiv des Psychologischen Instituts und von Lichtbildern primitiver Musikinstrumente begleitet.

sprüngen und ersten Erscheinungsformen der Musik näherzutreten.

Immer wird es sich hier um Hypothesen handeln. Aber zur Aufstellung glaubwürdiger Hypothesen sind wir Heutigen doch besser ausgerüstet als unsere Vorgänger. Während noch 1886 Virchow in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft den Mangel aller Teilnahme für die Urgeschichte der Musik als die einzige vollständige Lücke in ihren Bestrebungen beklagte — eine Teilnahmlosigkeit, die durch den Mangel zuverlässigen Materiales entschuldigt war —, konnte 1903 Waldeyer in demselben Kreise die durch das neue Hilfsmittel des Phonographen und durch Messungen an exotischen Instrumenten ermöglichten Forschungen als ein Gebiet von ungeahnter Ausdehnung und Bedeutung charakterisieren. Allerdings verfügt unser wissenschaftliches Phonogrammarchiv immer noch über unzureichende, nur aus gelegentlichen Zuwendungen fließende Mittel, obgleich daraus Untersuchungen in größerer Zahl hervorgegangen sind, obgleich Forschungsreisende immer mehr seine Mitwirkung in Anspruch nehmen, obgleich endlich durch die Modernisierung der Naturvölker und das Aussterben vieler Stämme in kurzer Frist die Gelegenheit auf immer verpaßt sein wird, wenn nicht für eine systematische Sammlung und Aufbewahrung der Dokumente gesorgt wird, aus denen wir uns ein Bild

grauer Vorzeit machen können. Aber schon das vorliegende Material läßt die Umrisse primitiver Musikübung weit deutlicher als früher erkennen.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst kurz, nur mit wenigen kritischen Bemerkungen, die Hypothesen, die in neuerer Zeit über den Ursprung der Musik aufgestellt worden sind.

Für die Darwinsche Lehre, wonach alle Vervollkommnung im wesentlichen aus der natürlichen Auslese oder dem Überleben des besser Angepaßten begriffen werden muß, bildet die Tonkunst zunächst eine seltsame Anomalie. Sancta Cäcilia blickt zum Himmel — was hilft sie uns im Kampf ums Dasein? Ihre Nachfolger verdienen ja zuweilen reichlich Geld und helfen sich mit wohlausgebildeten Klaviermuskeln vorwärts, aber für die Mehrzahl der Menschen hängt das undefinierbare gegenstandlose Luftgebilde, das wir Musik nennen, mit den realen Nützlichkeiten und Bedürfnissen des Alltagslebens nicht zusammen. Dennoch wußte Darwin Rat. Seine Lösung kann man in die Worte fassen: „Im Anfang war die Liebe.“ Freilich nicht die himmlische, sondern die irdische, die Geschlechtsliebe. Die Männchen bestreben sich, den Weibchen zu gefallen, und die Weibchen wählen die aus, die die größten Vorzüge aufweisen. Wie die schönsten an Gestalt und Farbe, so wurden auch die besten Sänger oder Brüller von alters her vorgezogen. Bei den Tieren

finden wir darum vorzugsweise das männliche Geschlecht farbenprächtig und sangeslustig. Bei den Menschen musizieren zwar heutzutage beide Geschlechter, aber so viel läßt sich nicht leugnen, daß auch unter uns Musik ausnehmend geeignet ist, Verlobungen herbeizuführen.

Geht man nun freilich ins Einzelne, so entstehen große Schwierigkeiten. Ich will nicht dabei verweilen, daß Vögel vielfach auch außer der Zeit der Liebeswerbung singen, daß ihre Rufe auch Signale zu anderen Zwecken oder bloße Äußerungen eines allgemeinen Lebensgefühls sein mögen, daß die dem Menschen näher stehenden Tiere nicht singen, sondern nur rauhe Schreilaute von sich geben, daß endlich die Gesänge der Naturvölker zum geringsten Teile Liebeslieder, in viel größerer Anzahl Gesänge von Kriegern, Jägern, Bootsleuten, Medizinmännern usw. sind. Ich will nur einen, aber entscheidenden Punkt etwas näher beleuchten. Wir nennen Musik nicht das Hervorbringen von Tönen überhaupt, sondern von gewissen Anordnungen der Töne, seien sie noch so einfach. Und dabei ist es für die Musik im menschlichen Sinne ein ganz wesentliches Merkmal, daß diese Anordnungen unabhängig von der absoluten Tonhöhe wiedererkannt und wiedererzeugt werden können. Eine Melodie bleibt die nämliche, mag sie vom Baß oder vom Sopran, mag sie in C oder in E gesungen werden.

Diese Fähigkeit des Wiedererkennens und des Transponierens von Melodien finden wir unter den Naturvölkern, soweit unsere Kenntnisse reichen, allgemein. Einem Indianer oder Südsee-Insulaner macht es nichts aus, sein Lied etwas höher oder tiefer anzufangen; solange es für seine Stimmlage bequem ist, trifft er die Intervalle ebenso. Zum Zweck phonographischer Aufnahmen wird von den Forschungsreisenden vielfach den Sängern eine bestimmte, für die Aufnahme geeignete Tonhöhe vorgeschrieben, ohne daß irgendwelche Schwierigkeiten dadurch entstanden wären. Dies ist nun anders bei den Vögeln. Es ist meines Wissens bisher nicht beobachtet, daß ein Gimpel oder Star, dem man ein bestimmtes melodisches Motiv, sagen wir „Morgen muß ich fort von hier“ oder „Dein ist mein Herz“, beigebracht hat, diese Erklärungen einmal in seinen vielen Mußestunden in einer anderen Tonart, sei es auch nur einen Ganzton höher oder tiefer, wiederholt hätte, obgleich seine Stimmmittel ihm dies erlauben würden. Dr. Abraham hat jahrelang mit einem Star und einem Papagei darauf zielende Versuche angestellt, ohne anderen Erfolg.

Gewiß ist Nachtigallenschlag süßeste Musik. Aber was es zu erklären gilt, wenn vom Ursprung unserer Musik die Rede ist, das ist vor allem das Wiedererzeugen gleicher Intervallfolgen auf beliebigen Tonhöhen und das Aufkommen dazu ge-

eigneter Intervalle. Das ist der springende Punkt, und diesen Punkt hat Darwins umfassender Forscherblick doch nicht beachtet. Es ist wie mit der Sprache. Auch die Tiere haben eine Sprache. Aber Sprache in unserem Sinne beginnt erst da, wo die Laute als Zeichen allgemeiner Begriffe gebraucht werden, eine Anwendung, die bei den Tieren ebensowenig nachgewiesen ist, wie der Gebrauch transponierter Intervalle. Was wir von den tierischen Vorfahren in beiden Beziehungen ererbt haben, das ist nur der Kehlkopf und das Ohr.

Wenn die Musik überhaupt aus dem Tierreiche hergeleitet werden soll, würde die alte Idee des Lucretius Carus fast mehr für sich haben, wie die Darwins: daß man nämlich durch Nachahmung der Vögel darauf gekommen sei. Dann hätte freilich die Deszendenz nichts damit zu tun. Man findet tatsächlich bei Naturvölkern solche Vogelnachahmungen. Unsere Phonogrammsammlung besitzt dafür Belegstücke. Aber die einzige oder auch nur die Hauptquelle der Musik kann auch darin nicht liegen. Die uns vorliegenden Proben betreffen keineswegs Vogelweisen von besonders melodischer, musikalischer Art. Es ist mehr das Rhythmische und das Trillern und Schnalzen, was den Naturmenschen zur Nachahmung reizt. Sollten aber in der Urzeit mehr melodische Weisen nachgeahmt sein, so würde es sich sofort fragen: wie kam man zu dieser Auswahl,

warum zog man melodische mit bestimmten Intervallen vor? Die Frage ist also nur zurückgeschoben.

Eine zweite moderne Hypothese, die man schon bei Rousseau, Herder u. a. findet, hat ohne Kenntnis seiner Vorgänger Herbert Spencer aufgestellt. Man kann sie in die Formel fassen: „Im Anfange war das Wort." Sie lehrt Entstehung der Musik aus den Akzenten und Tonfällen der menschlichen Sprache. Beim erregten Sprechen, unter dem Einfluß starker Gemütsbewegungen, treten diese tonalen Eigenschaften deutlicher hervor. Wenn wir jemand rufen und, falls er nicht kommt, zum zweiten und dritten Male rufen, oder wenn wir mit steigendem Affekt bitten oder befehlen, wenn wir in Worten jubeln oder trauern: immer wird die Sprache musikalisch, man beginnt fast zu singen. Diese Tonbewegungen des erregten Sprechens wurden später ganz von den Worten abgelöst und auf Instrumente übertragen, und so ist die absolute Musik entstanden.

Es liegt hierin viel Wahres, aber am eigentlichen Zentrum der Sache schießt auch Spencer vorbei. Denn Musik unterscheidet sich vom singenden Sprechen durchaus wesentlich dadurch, daß sie feste Stufen gebraucht, während das Sprechen zwar Höhenunterschiede von wechselnder Größe, aber keine festen Intervalle kennt, vielfach sogar in Form einer stetig gleitenden Tonbewegung erfolgt. Ihre unendliche Ausdrucksfähigkeit erlangt die mensch-

liche Sprache gerade durch diese in der Musik gar nicht wiederzugebenden kleinsten Nüancen und stetigen Übergänge. Dr. Effenberger hat durch genaue Analyse der Kurven, die ein gesprochener Satz auf dem Grammophon gibt, nachgewiesen (was übrigens einem feineren Ohr auch nicht verborgen bleibt), daß oft schon auf einer einzigen Silbe ein beträchtliches Schwanken der Tonhöhe stattfindet, das musikalisch ein grober Fehler sein würde. Umgekehrt ist das sogenannte singende Sprechen gerade darum unschön, weil es sich den festen Intervallen der Musik nähert und dadurch den Vorzug der Sprache aufgibt, ohne den der Musik zu gewinnen. Sollte also die Sprache bei der Geburt der Musik oder bei ihrer Aufziehung irgendwie mitgeholfen haben: die Mutter war sie jedenfalls nicht, oder sie müßte einen sehr andersartigen Sprößling zur Welt gebracht haben. Wahr ist es, das in den Anfängen der Musik auch stetige Tonübergänge vorkommen, und daß eine Art Sprechgesang sich weit verbreitet findet. Aber das, was Musik grundwesentlich von der Sprache unterscheidet, kann nicht aus der Sprache gewonnen sein.

Eine dritte Anschauung könnte man in die Formel fassen: „Im Anfange war die Bewegung“, und zwar die rhythmisch geordnete Bewegung. Die Verbindung von Tanz und Gesang bei Naturvölkern ist oft betont worden. Der Musikforscher Wallaschek

hat speziell in dem Singen bei Kriegs- und Jagdtänzen und in der Notwendigkeit rhythmischer Formen für das Zusammensingen vieler den Ursprung der Musik gefunden. Dann ist der Leipziger Nationalökonom Bücher in seinem äußerst interessanten und stoffreichen Buche „Arbeit und Rhythmus“ von ganz anderem Standpunkte darauf gekommen. Die geordnete Bewegung, die für ihn den Ursprung aller Künste bildet, ist keine andere als die der körperlichen Arbeit, namentlich der gemeinsamen Arbeit. Alle Verrichtungen, die zum täglichen Leben, zur Gewinnung der Lebensmittel, zum Bauen, Rudern, Hämmern usw. erforderlich sind, werden besser vollzogen, wenn sie rhythmisch erfolgen. Dies führt auf die Begleitung der Arbeit durch allerlei Verse, die Bücher in großer Anzahl gesammelt hat, und nicht minder durch Trommeln und durch Singen. Poesie und Musik entstehen so gemeinschaftlich aus dem Bedürfnis des Rhythmus, und dieser selbst ist eine natürliche Folge der Erleichterung, die er bei der Arbeit schafft, und der Bewegungen, in denen die Arbeit sich vollzieht, des Stampfens, Schlagens, Hebens usw.

Auch die Rhythmustheorie, sonst so einleuchtend, löst uns aber nicht das Hauptproblem. Sie erläutert wohl die Anlässe und Motive, die zum Singen führen konnten, aber die Erklärung versagt wieder gerade da, wo das spezifisch Unterscheidende der

Musik beginnt, nämlich bei der Frage, wie die Menschen dazu kamen, die Linie der Töne, die an und für sich durchaus stetig ist, in bestimmte Intervalle zu gliedern. Den Rhythmus konnten sie durch abgehackte unartikulierte Laute oder Geräusche ebenso gut und besser ausdrücken. Nach der instrumentalen Seite hätte die Ausbildung der Rhythmuskunst nur zum Trommeln geführt. Aber eine noch so fein differenzierte Trommelsonate ist noch nicht Musik, wenigstens nicht die Musik, deren Ursprung wir suchen. Schließlich gibt es einen Rhythmus ja nicht nur für das Gehör, sondern auch für das Muskelgefühl für sich allein; und wenn die ganze Menschheit ewig taub geblieben wäre, hätte sie ganz wohl eine Tanzkunst ausbilden können, aber nicht eine Musik. Die Urkeime der musikalischen Leiterbildungen müssen selbständig entstanden sein, dann erst konnte das melodische mit dem rhythmischen Bedürfnis (das immerhin früher dagewesen sein mag) zusammenwirken.

Verstehen wir nunmehr Musik als die Kunst, deren Material wesentlich aus festen und transponierbaren Tonschritten besteht, und suchen wir uns den Ursprung dieser Kunst begreiflich zu machen, so müssen wir zwei Fragen auseinander halten: Wie ist überhaupt die Fähigkeit entstanden, Verhältnisse von Sinnesempfindungen unabhängig von der besonderen Beschaffenheit dieser Empfin-

dungen wieder zu erkennen? und: Wie kam man zu diesen bestimmten Intervallen, die wir in der Musik der verschiedenen Völker und Zeiten tatsächlich finden? Die erste Frage betrifft die Fähigkeit der Abstraktion, die auch anderen Sinneseindrücken gegenüber geübt wird, etwa wenn wir ein Ornament oder Bildnis in der Verkleinerung wiedererkennen. Diese allgemeine Frage kann uns hier nicht beschäftigen; wir setzen das Vorhandensein einer solchen Fähigkeit beim Menschen voraus und stellen nur die konkrete Frage, wie man zuerst dazu gekommen sein mag, bestimmte zur Transposition geeignete Tonschritte auszusondern. Auch hierin liegen noch zwei Unterfragen: Welches war der Anlaß? und: Wodurch eignen sie sich zur Transposiiton? Die erste können wir nur hypothetisch, die zweite aber mit Sicherheit beantworten.

Der Hypothese mögen wir den vielausgesprochenen Gedanken zugrunde legen, der auch Bücher leitete, daß alle Künste aus der Praxis des Lebens geboren sind. Die Formel von Goethes Faust sei die unsrige: „Im Anfange war die Tat.“ Aber welche Tat und welches praktische Bedürfnis war der Anfang der Musik? Möglicherweise waren mehrere verschiedene Anlässe beteiligt. Doch möchte ich es als eine nicht unwahrscheinliche Vermutung hinstellen, daß das Bedürfnis akustischer Zeichengebung im Spiele war. Wir wollen dabei

zunächst nur die menschliche Stimme als Tonwerkzeug voraussetzen. Versucht man auf größere Entfernungen hin jemand durch die Stimme ein Zeichen zu geben, so verweilt die Stimme mit großer Stärke fest auf einem hohen Tone, wie er naturgemäß eben durch die stärkste Anspannung der Stimmlippen hervorgebracht wird, während sie am Schlusse mit nachlassender Lungenkraft heruntergeht, wie wir an den Juchzern beobachten, die sich die Sennen im Gebirge gegenseitig zurufen. Dieses Verweilen auf einem festen Ton ist, meine ich, der erste Schritt zum Gesang, es zieht die Grenzlinie gegen das bloße Sprechen. Der zweite Schritt und der eigentliche Schöpfungsakt für die Musik ist dann der Gebrauch eines festen und transponierbaren Intervalls, und auch dazu konnten akustische Signale hinführen. Wenn nämlich die Stimme eines einzelnen nicht ausreicht, werden mehrere zusammen rufen. Sie werden sich bestreben, den nämlichen Ton zu singen, um die gewünschte Verstärkung zu erzielen. Sind es aber Männer und Knaben oder Männer und Weiber, so werden sie nicht ein wirkliches Unisono erzielen, weil jeder die höchste Tonstärke nur innerhalb seiner Stimmregion erreicht. Sie werden also mit gleicher Kraft der Stimmgebung verschiedene Töne erzeugen. So mochten zahllose Mehrklänge zufällig entstehen. Unter allen Kombinationen hat aber eine die Eigenschaft, daß der Zu-

sammenklang dem Eindruck eines einzelnen Tones zum Verwechseln ähnlich ist: die Oktave. Man nennt daher das Zusammensingen von Männern und Frauen in Oktaven immer noch einstimmigen Gesang, obgleich es, genau genommen schon Mehrstimmigkeit ist. In der psychologischen Akustik kennen wir diese Eigenschaft der Oktave unter dem Namen der Verschmelzung, und schon die griechischen Musiktheoretiker haben darin das Wesen der Konsonanz gefunden. Diese Einheitlichkeit des Zusammenklanges ist der Oktave nicht etwa erst allmählich zugewachsen. Sie ist nicht eine Folge der musikalischen Entwicklung, sondern eine durch die Natur der Töne oder der zugrunde liegenden Gehirnprozesse notwendig bedingte Erscheinung. Sie ist darum sicher auch bei den Tieren vorhanden, nur daß sie darauf nicht aufmerksam wurden und nichts daraus gemacht haben. Die Urmenschen aber müssen diese Einheitlichkeit einmal bemerkt und Zusammenklänge dieser Art benutzt haben, weil sie den Eindruck hatten, den nämlichen Ton, also einen verstärkten Ton zu singen. (Ob dabei übrigens eine wirkliche Verstärkung oder nur eine größere Fülle des Klanges erzielt wurde, mag hier dahingestellt bleiben.) Wir können heute noch an Unmusikalischen beobachten, daß sie die Oktave für Einen Ton halten. Versuche haben ergeben, daß dies unter 100 Fällen etwa 75mal geschieht. Also

gerade solche, die durch die musikalische Erziehung am wenigsten beeinflußt sind, unterliegen am meisten dieser Täuschung.

Es gibt aber noch andere Zusammenklänge, die dieselbe Eigenschaft in geringerem, doch immer noch beträchtlichem Maße besitzen: vor allem die Quinte und die Quarte. Das Quintieren, das Singen in Quinten-Parallelen, beobachtet man selbst in unserem musikalischen Europa noch bei Natursängern, die dabei einstimmig zu singen glauben. Auch Quarten kommen vor. Auf der Orgel ist bei gewissen Registern gleichfalls einem jeden Ton die Quinte beigefügt, ohne daß es jemand merkt. Der Klang wird voller, ohne seine Einheitlichkeit einzubüßen. Und so beobachten wir auch bei den Naturvölkern Quinten- und Quartengänge. Die hiesige Phonogrammsammlung enthält genug sichere Beispiele davon.

Daß die Signalgebung der Anlaß oder einer der Anlässe zur Aussonderung bestimmter Intervalle war, ist, wie gesagt, Hypothese. Daß aber die auffallende Verschmelzung der beiden gleichzeitigen Töne gewissen Tonverhältnissen unabhängig von der absoluten Tonhöhe zukommt, sie somit zur Transposition geeignet macht, ist sicher.

Nun mochte weiter ein Affekt ins Spiel treten, dem wir in der Urgeschichte des Menschengeschlechtes auf alle Fälle eine mächtige Rolle zu-

schreiben müssen, der allerdings auch schon bei den höheren Tieren, namentlich den Affen, deutlich ist: die Neugier. Sie ist neben dem Zufall und der Not die Quelle aller Entdeckungen und Erfindungen, und sie ist die Pflegeamme auch derjenigen, die der Zufall oder die Not geboren hatte. Beim Zusammentreffen zweier Stimmen in der Oktave, in der Quinte oder Quarte konnte einem feineren Gehör doch allmählich nicht entgehen, daß es sich in Wirklichkeit um zwei verschiedene Töne handelte. Wenn man sie nacheinander angab, war dies noch deutlicher. Man mochte sich darüber freuen, solche Zweiklänge hervorzubringen, die doch einem Einklang ähnlich waren; und man sang dann die nämlichen Töne auch absichtlich nacheinander, um sich ihren Eindruck auch in dieser Form einzuprägen. Dabei mochte dann der leere Zwischenraum, den auch das kleinste dieser Intervalle, die Quarte, noch darbietet, zunächst willkürlich durch allerlei Zwischentöne ausgefüllt werden. Und so können wir uns die ersten melodischen Phrasen, sowie die ersten Keime einer Leiter entstanden denken. Die Oktave scheint dabei allerdings in der weiteren Entwicklung zunächst weniger beachtet und benützt worden zu sein. Sie ist eben zum melodischen Gebrauch doch ein unbequemes Intervall, man wird kleinere Schritte vorziehen. Daher ist es besonders die Quarte oder Quinte, die den begrenzenden Rahmen vieler Ge-

sänge primitiver Völker bildet und innerhalb deren sich weitere Stufen langsam herausbilden. In diesen primitivsten Gesängen finden wir übrigens auch stetige Tonbewegungen neben den gesonderten Tonschritten, die Stimme gleitet einmal, ein anderes Mal springt sie. Das sind vielleicht noch die Überreste des Schreiens und Heulens, die sich mit den Anfängen der Musik vermischen. Aber die konsonanten Intervalle werden dabei doch schon mit bemerkenswerter Sicherheit intoniert. Auffallend und bezeichnend ist die Vorliebe für die Tonbewegung von oben nach unten, die man wohl mit dem natürlichen Tonfall des Rufens und Schreiens in Zusammenhang bringen kann. Dabei geht die Tonstärke zugleich vom ffo ins ppo über. Bei den Indianergesängen fällt außerdem die Häufigkeit von Melodien auf, die sich nur in den Tönen des Dreiklangs bewegen, wobei allerdings die Terz in einer unsicheren Weise intoniert wird. Sie bleibt noch lange ein sozusagen weicher Bestandteil des musikalischen Körpers, nachdem das Knochengerüst der Grundkonsonanzen längst fest geworden. Die Ansicht, daß Naturvölker wesentlich in Moll sängen, ist unbegründet. Eher ließe sich vielleicht Dur vertreten, in Wahrheit ist aber zumeist keines von beiden ganz ausgesprochen.

Man könnte wohl fragen, ob die ersten konsonanten Intervalle nicht doch auch in der bloßen Auf-

einanderfolge der Töne sich schon für das Bewustsein der Urmenschen auszeichnen mußten. Bei der Oktave z. B. sprechen wir doch von einer gewissen Ähnlichkeit oder Verwandtschaft der beiden Töne, die auch den Urmenschen auffallen konnte. Ich will eine solche Möglichkeit nicht ausschließen, halte aber die Verschmelzung bei gleichzeitigem Angeben der Töne für das aufdringlichere Phänomen und darum, zumal da es gleichzeitig jene praktische Bedeutung haben konnte, für den wahrscheinlichsten Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung.

Nur zum Gebrauche gewisser kleiner Intervalle konnte man, und zwar schon viel früher, durch das Singen aufeinanderfolgender Töne gelangen, ohne überhaupt irgendwelche konsonante Zusammenklänge dabei zu benötigen. Man sang eben — vielleicht nur dem Spieltriebe folgend — Töne, die deutlich genug voneinander verschieden waren, und erwarb sich in der Hervorbringung solcher Stufen, die dann auch durch Überspringung eines Tons verdoppelt werden konnten, eine gewisse Übung; so daß dadurch schon Gesänge möglich wurden, die man auch von anderen Ausgangstönen aus wiederholen konnte. Wenn man kleine Tonstufen von ungefähr gleicher Größe von verschiedenen Ausgangstönen aus abmißt, erhält man eine Art transponierbarer Intervalle. Ihre Abstimmung wird freilich nur schwer die Genauigkeit und Gleichmäßig-

keit der Intervalle erreichen, die auf das Prinzip der Konsonanz gegründet sind. Viele Gesänge primitivster Natur, z. B. bei den Veddas auf Ceylon und den Indianern Patagoniens, sind von dieser Art und wohl auf diesem Wege entstanden. Mag man sie als bloße Vorstufen oder als Anfänge der Tonkunst bezeichnen, jedenfalls gilt, daß diese von kleinen Tonstufen ausgehende Strömung erst mit der vorher geschilderten, aus den Konsonanzerlebnissen fließenden, sich vereinigen mußte, ehe eine höhere Entwicklung möglich war.

Ganz derselbe Prozeß, wie beim Singen, vollzog sich nun auch sicherlich schon sehr frühe beim Gebrauche von Instrumenten. Wir müssen allerdings damit rechnen, daß manche anscheinend ganz primitive Musikinstrumente, die wir jetzt finden, Rückbildungen höher stehender Instrumente sein mögen, die von Kulturvölkern wieder zu Naturvölkern gewandert sind; wie z. B. die Negerharfe in diesem Verhältnis zur altägyptischen Harfe stehen dürfte, ebenso die Pfeifen der Kubus auf Sumatra zu denen des javanischen Kulturvolkes (v. Hornbostel). Au ch von Melodien kann Ähnliches gelten. Immerhin können wir das bei Naturvölkern Vorgefundene auch dann benützen, um uns ein Bild von den ursprünglichen Zuständen zu machen.

Pfeifen sind, wenn nicht die ältesten, jedenfalls sehr alte Musikwerkzeuge. Man findet durchlöcherte

Knochen erlegter Tiere, namentlich der Vögel, bei denen man sie nicht erst auszuhöhlen brauchte, in Verbindung mit Steinwerkzeugen in europäischen wie in amerikanischen Gräbern und Höhlen. Auch das Horn der Antilope oder des Urstieres und ausgehöhlte Mammutzähne wurden verwendet, besonders aber Bambusrohre, später auch künstlich gefertigte Terracottapfeifen. Sie wurden entweder am offenen Ende angeblasen oder mit einem Seitenloche versehen. Am offenen Ende wurde schon in alter Zeit durch eine Asphaltmasse ein Mundstück mit enger Spalte angebracht, entsprechend dem Prinzip unseres Flageolets. Solche zunächst nur auf einen Ton abgestimmte Pfeifen mochten nun wiederum zu Signalen Anwendung finden, wie denn auch die heutigen Naturvölker Signalpfeifen in zahllosen Formen gebrauchen. Daß man das Bedürfnis der Verstärkung hatte, zeigen die nicht selten vorkommenden Doppelpfeifen. Wurden Pfeifen verschiedener Tonhöhe von mehreren Individuen zusammen angeblasen, so konnten dabei nach und nach wieder jene drei Grundintervalle ausgesondert werden, die dem Gehör durch ihre Einheitlichkeit auffielen, auch wenn man sie nicht schon vom Singen her kannte. Gegen die ungeschulte Menschenstimme hat die Pfeife den Vorteil, daß sie den Ton besser hält, während die Stimme detoniert. So konnten die konsonanten Verhältnisse sich hier noch leichter offenbaren, sind

vielleicht auch wirklich früher da aufgefunden. Es wurden dann auch auf einem einzelnen Instrument durch Anbringung mehrerer Löcher von einem findigen Instrumentenmacher der Urzeit verschiedene Töne hergestellt. Dabei sind aber die Löcher zuerst nicht bloß nach akustischen Bedürfnissen, so wie man die Töne zu hören wünschte, angebracht worden, sondern man hat zunächst aufs Geratewohl oder nach äußerlichen Motiven, wie es sich etwa innerhalb der Bambusknoten am besten einrichten ließ, besonders aber nach räumlicher Symmetrie die Löcher gebohrt und dann die Töne so geblasen und so schön gefunden, wie sie eben herauskamen. Auf eine bequeme Stellung der drei, bzw. sechs, hauptsächlich verwendbaren Finger ist natürlich auch gesehen worden. Allmählich erst griff das inzwischen vervollkommnete Gehör korrigierend ein und brachte die akustisch ausgezeichneten Intervalle, wenigstens mit Hilfe der Spieltechnik, auch auf den Pfeifen zur Geltung.

Außerdem wurde aber zur Hervorbringung verschiedener Töne wahrscheinlich sehr früh das System der Panpfeife benutzt, die Aneinanderreihung einer Anzahl verschieden abgestimmter Pfeifen. Man findet sie bei primitiven Völkern aller Weltteile. Die Pfeifen sind nach verschiedenen Prinzipien abgestimmt. Zuweilen scheint auch hier einfach eine regelmäßige Größenabstufung ohne Rücksicht auf musikalische

Tonverhältnisse entscheidend gewesen zu sein. In den meisten Fällen finden wir aber akustisch definierbare Intervalle darunter. Dabei folgen die Pfeifen entweder nach ihrer Tonhöhe aufeinander, oder sie bilden Gruppen, die uns wie auseinandergelegte Akkorde anmuten. In gewissen Fällen endlich scheint eine bestimmte Melodie ein für allemal in der Anordnung der Pfeifen fixiert zu sein: eine Einrichtung für bequeme und unmusikalische Leute. Besonders merkwürdig sind noch die Doppelpanpfeifen, aus einer vorderen und hinteren Reihe bestehend; die zwei zueinander gehörigen Pfeifen sind immer gleich groß, aber die eine ist offen, die andere gedeckt, infolgedessen stehen sie im Oktavenverhältnis. Wir sehen, wie die akustischen Erfahrungen sich mehren.

Nun wurde aber bei den Blasinstrumenten noch eine Erscheinung beobachtet, die ganz unabhängig von den Erfahrungen an gleichzeitigen Tönen die Aufmerksamkeit auf die konsonanten Intervalle hinlenken mußte: nämlich die Obertöne, die durch das „Überblasen“ zum Vorschein kommen. Auf dem Alphorn ruft sie der Schweizer Hirt heute noch der Reihe nach hervor. Die Intervalle der Teiltöne sind zuerst die Oktave, dann die Quinte, Quarte und Terz. Die drei ersten Intervalle sind identisch mit denen, die beim Zusammensingen und Zusammenpfeifen die größte Verschmelzung aufweisen, und mußten so aufs neue im Bewußtsein befestigt

werden. Ja es ist sehr wohl denkbar, daß man beim Zusammenfügen von Panpfeifen sich in vielen Fällen durch die Obertöne leiten ließ. Die einzige Quelle konsonanter Intervalle konnten aber diese aufeinanderfolgenden Überblasungstöne schon darum nicht sein, weil sie nicht rein, sondern etwas zu tief herauskommen, während das Ohr nach Reinheit drängt. Das Gehör fügt sich auf die Dauer nicht den Instrumenten, sondern die Instrumente dem Gehör.

Nachdem einmal Pfeifen mit mehreren Löchern und die ersten Panpfeifen erfunden waren, muß das Musizieren einen großen Aufschwung genommen haben. Die Hervorbringung immer neuer abwechselnder Tonfolgen, sei es auch mit ganz wenigen Tönen, mußte auf solche, die überhaupt an Tönen Freude hatten (und darin waren die Individualitäten ursprünglich wohl ebenso verschieden wie heute) einen großen Reiz ausüben. Es entstanden die ersten instrumentalen Melodien. Jetzt konnte auch der Tanz, das Opfer und jede andere feierliche oder unfeierliche Gelegenheit zur Ausübung dieser Kunst benutzt werden. Zugleich bot das Instrument mit seinen festen Tönen eine willkommene Unterstützung für den Gesang. Es war jetzt möglich, Tonwendungen, die der und jener beim Singen gebraucht und die andere nachgeahmt hatten, zu fixieren. Und man konnte mit Hilfe der Pfeife die Weisen treuer

von Geschlecht zu Geschlecht überliefern als mit bloßem Singen. „Er schnitzt sich eine Pfeif' aus Rohr und bläst den Kindern schöne Tänz' und Lieder vor.“ Die instrumentale Fixierung tritt zum Gesang in ähnlicher Weise unterstützend hinzu, wie später die Schrift zur Sprache.

Außer den Pfeifen sind Saiteninstrumente in primitiver Form weit verbreitet, haben sich aber wohl langsamer entwickelt. Sie sind nach wahrscheinlicher Annahme aus dem gespannten Bogen der Jäger entstanden. Man konnte bald bemerken, daß der Ton der Sehne sich mit der Spannung ändert, und mochte sich wieder zu allerlei Experimenten angetrieben finden. Es entstand der sogenannte Musikbogen, das ursprünglichste Saiteninstrument, das sich noch in mehreren Weltteilen findet. Die Saite wird meist mit einem Stäbchen geschlagen, auch gezupft, aber nicht gestrichen. Der äußerst dürftige Ton wird häufig dadurch verstärkt, daß der Spielende die Saite in den offenen Mund hält, der dabei als Resonator gebraucht wird. Aber auch die Verstärkung durch objektive Hohlräume ist den Naturvölkern längst bekannt. Namentlich dienen schon beim Musikbogen ausgehöhlte Kürbisse diesem Zweck. Dann wurden, wie bei den Pfeifen, die Töne vervielfältigt, indem man mehrere verschieden gespannte oder verschieden lange Saiten aufzog. Es entstanden die Harfe und die Leier mit

Schildkrötenschalen als primitiven Resonanzkästen. So war auch hier die Unterlage für instrumentale Melodiebildungen gewonnen.

Endlich wurden auch Schlaginstrumente, bei denen es ursprünglich nur auf Tonstärke ankam, dem musikalischen Gehör dienstbar gemacht. Den ersten Schritt dazu zeigen die Klanghölzer, zwei Bretter von ungleicher Tonhöhe, die abwechselnd geschlagen werden. Künstlicher ist schon die Signaltrommel, ein ausgehöhlter Holzblock, an dessen oberer Seite durch Einschnitte zwei Zungen gebildet sind. Sie dient in Afrika für die Trommelsprache, d. h. die Verständigung auf weite Entfernungen hin durch bestimmte, teils konventionelle, teils der gewöhnlichen Sprache nachgebildete Schallzeichen. Die beiden Zungen sind von verschiedener Dicke und geben darum verschiedene Töne. Dasselbe Instrument ist in anderen Weltteilen anzutreffen, war auch im alten Mexiko bei Priesterkonzerten gebräuchlich. Aber auch der Gebrauch abgestimmter Membranen ist allverbreitet. Wir finden sehr mannigfache Pauken, die auf bestimmte Intervalle eingestellt werden. Die Intervalle selbst sind aber an diesen Instrumenten natürlich nicht aufgefunden, sondern nur auf sie übertragen worden. Einer höheren Entwicklungsstufe gehören dann die vielbenutzten Holz- und Metallklaviere an (die in Amerika allerdings ebenso wie die Musikbogen erst

von Afrika aus importiert scheinen). Da ist eine ganze Anzahl von klingenden Holz- oder Metallstäben vereinigt und vielfach mit entsprechenden Resonatoren verbunden, jeder mit seinem besonderen oder alle mit einem gemeinsamen. Diese Instrumente sind für die Musikforschung außerordentlich wertvoll, weil man an gut erhaltenen Exemplaren die Tonleitern, die darauf vertreten sind, mit physikalischer Genauigkeit messen kann. Dasselbe gilt von den afrikanischen Sansas, kleinen Handklavieren, deren hölzerne oder metallene Stäbchen durch Herabdrücken mit dem Daumen zum Schwingen gebracht werden.

Man kann die Frage stellen, ob Instrumente für die Musik ganz unentbehrlich seien, ob es nicht Stämme gebe, die nur Gesangmusik ausgebildet haben. Tatsächlich gibt es solche; z. B. die Veddas in Ceylon haben keine Instrumente. Ihre Gesänge stehen aber auch auf einer äußerst niedrigen Stufe, sie bewegen sich fast nur in Sekundenintervallen. Die nordamerikanischen Indianerstämme freilich, die nur wenige Instrumente gebrauchen, besitzen eine sehr entwickelte Gesangmusik. Hier könnte man vielleicht annehmen, daß der Gesang früher in größerem Umfange durch Instrumente unterstützt und dadurch zu dieser Höhe gebracht worden sei. Auch mögen die Melodien von Nachbarstämmen mit reicherem Instrumentenbesitz übernommen sein. Bis zu einem gewissen Grade ist unstreitig eine rein

vokale Entwicklung der Musik denkbar; aber zu höheren Stufen dürfte sie sich immer nur in Verbindung mit instrumentalen Hilfsmitteln aufgeschwungen haben.

Wie steht es nun mit dem Ursprunge der Harmonie, die für uns so wesentlich zur Musik gehört, daß wir auch die einstimmige unbegleitete Melodie im harmonischen Sinne auffassen und daß alle Spannungen und Lösungen der Melodie uns zugleich harmonische Spannungen und Lösungen bedeuten? Sind Dreiklänge, Akkorde überhaupt, ein ganz spätes Produkt, eine gotische Barbarei, wie sie Rousseau nannte? Oder sind sie so alt wie die Musik? Ist vielleicht auch die ursprüngliche Melodie ebenso wie die unsrige aus der Harmonie herzuleiten? — So viel darf als ausgemacht gelten, daß Dreiklänge und Akkorde in unserem Sinne, und daß die Freude an ihrer mannigfaltigen Verbindung, Verwicklung und Auflösung erst eine modern-europäische Errungenschaft seit dem 12. Jahrhundert ist. Noch die alten Griechen, die von ihrem offenbar reich entwickelten Musiksystem die tiefsten seelischen Wirkungen erfuhren, kannten keinen Dur- oder Mollakkord. Die beliebte Harmonisierung der erhaltenen Bruchstücke griechischer Melodien ist eine Fälschung. Dasselbe gilt bei den gegenwärtigen Naturvölkern. Aber zwischen dem modern-europäischen Akkordsystem und der strengen Ein-

stimmigkeit liegen doch noch verschiedene Formen der Mehrstimmigkeit, deren Anfänge sehr weit zurückreichen müssen. Ist unsere Annahme über den Ursprung der Musik richtig, so liegt er ja gerade im mehrstimmigen, wenn auch unbewußt mehrstimmigen, Singen oder Spielen. Und es ist keine geringe Bekräftigung dafür, daß, wie erwähnt, bei den gegenwärtigen Naturvölkern außer den Oktaven- auch Quarten und Quintengänge vorkommen. Sie wurden, nachdem sie sich zuerst unbemerkt eingeschlichen, allmählich auch mit Absicht herbeigeführt, weil man etwas Schönes darin fand, daß der Klang, ohne seine Einheitlichkeit einzubüßen, doch an Fülle gewann. Sie treten zu regelmäßig an bestimmten Stellen der Gesänge auf, um als unwillkürliche Entgleisungen angesehen werden zu können. Dieses Quintieren ist um so bemerkenswerter, als es nach den Berichten des Mönches Hucbald genau ebenso im 9. und 10. Jahrhundert n. Chr. ausgeübt und für schön gehalten wurde. Daraus ist dann unsere ganze mehrstimmige Musik hervorgegangen, in der jetzt allerdings solche Parallelen im allgemeinen nicht mehr als erlaubt gelten. Auch Terzengänge kommen hie und da vor. Man kann also ganz wohl sagen, daß die Wurzeln der Harmonie sich bei den Naturvölkern finden. Sie sind nur nicht zu weiterem Wachstum gekommen, die Harmonie selbst ist ausgeblieben. Der Naturmensch findet zwar einen Durakkord nicht übel, aber

er verlangt nicht danach, überhaupt nicht nach Dreiklängen; und wo er, was häufig der Fall, Zweiklänge gebraucht, werden sie wieder von unserem Gehör meistens als unpassend empfunden. Man findet ausgesprochene Dissonanzen zwischen Gesang und Begleitung oder zwischen den Instrumenten an hervorragender Stelle und ohne jede Auflösung. Noch in der chinesischen und japanischen Musik ist das nämliche der Fall und scheint auch in der altgriechischen Musik Plutarch zufolge ebenso gewesen zu sein.

Das Wohlgefallen an der Mehrstimmigkeit hatte also vermutlich im Anfange ganz andere Gründe als jetzt bei uns, die wir durchaus unter den Einwirkungen der ungeheuren Entwicklung des letzten Jahrtausends stehen. Man freute sich eben nur am gleichzeitigen Hervorbringen mehrerer Töne überhaupt und etwa noch an dem vollen und einheitlichen Eindruck, der bei gewissen Verbindungen entstand. Zuweilen scheint es bei den Naturvölkern sogar auf eine gewisse Rauhigkeit des Zusammenklangs durch Hervorbringung benachbarter, miteinander schwebender Töne abgesehen zu sein.

Außer dem Parallelsingen in konsonanten Intervallen findet sich noch ein anderer Ansatz zur Mehrstimmigkeit bei den Naturvölkern: das Liegenbleiben oder die Wiederholung eines Tones während einer ganzen Melodie. Auch diese Art des Dis-

kantierens finden wir zu Beginn unserer Musikepoche wieder, man nannte sie Diaphonia basilica. In der gegenwärtigen Musik bietet der Orgelpunkt und der Basso ostinato Analogien dazu. Die weitverbreitete, auch in Indien sehr gebräuchliche Dudelsackpfeife ist gleichfalls ein Überrest dieser primitiven Art von Mehrstimmigkeit.

So viel über die ersten Spuren mehrstimmiger Musik. Während nun aber dieser Faktor in seiner gewaltigen Wirkungskraft erst sehr spät zur reiferen Entfaltung kam, verhält es sich umgekehrt mit dem Rhythmus. Diese Seite der Musik, deren grundwesentliche Bedeutung wir nicht verkennen, ist sehr früh zu einer merkwürdig reichen Durchbildung gediehen. Das hängt teilweise wieder mit dem praktischen Bedürfnis zusammen. Denn für die Signale der Trommelsprache boten rhythmische Veränderungen das einfachste Mittel, mit wenigen Tönen die mannigfaltigsten Tonzeichen hervorzubringen. Andererseits hängt es aber auch gerade mit dem Zurückbleiben der Mehrstimmigkeit zusammen. In einer wesentlich einstimmigen Musik kann sich der Rhythmus viel freier entfalten als in einer polyphonen und harmonischen. Denn wenn viele zusammen musizieren und wenn vollends die Stimmen verschiedene Melodien singen, dann müssen sie sich um so fester an gewisse stereotype und leicht festzuhaltende Rhythmen binden, wenn nicht ein völliges

Chaos entstehen soll. Daher führte die Polyphonie alsbald zur Mensuralmusik, und daher beschränken wir uns auf wenige einförmige Taktarten, wie $^4/_4$, $^3/_4$, und halten sie durch ein ganzes Stück fest. Auch bei den Chinesen, Japanern, Siamesen, wo eine gewisse Art von Mehrstimmigkeit gebräuchlich ist, finden wir nur diese einfachsten Taktarten, besonders die geradzahligen. Dagegen in der ursprünglichen, wesentlich homophonen Musik war der verschiedenartigsten Rhythmisierung die Bahn geöffnet. Die Griechen waren uns hierin überlegen. Aber selbst die Naturvölker sind uns überlegen. Wir finden da z. B. bei den Indianern $^5/_4$- und $^7/_4$-Takte, ja diese Taktarten wechseln innerhalb eines Stückes untereinander und mit geradzahligen Taktarten in rascher Folge ab. Singt ein ganzer Chor, so werden diese komplizierten Rhythmen gleichwohl einhellig durchgeführt, weil man eben unisono singt und alle auf die besondere Rhythmisierung des betreffenden Liedes eingeübt sind. Ebenso ist es aber auch bei vielen anderen Naturvölkern. Es finden sich sogar Rhythmen von solcher Kompliziertheit, daß wir sie überhaupt nicht mehr durchs Ohr auffassen können, vielmehr nur bei genauer Nachmessung der bezüglichen Zeitabschnitte als vorhanden erkennen (Myers auf Borneo).

Wir müssen aus diesen Tatsachen freilich auch schließen, daß das meiste, was bei den Naturvölkern

an Musik beobachtet wird, keineswegs die allerprimitivsten Zustände darstellt, sondern mindestens in rhythmischer Hinsicht doch schon vielfach eine lange Geschichte hinter sich hat, so roh und barbarisch es für uns klingt. Die Verwendung rhythmisierter Gesänge bei der Arbeit, die Bücher mit Recht als eine treibende Kraft für die Ausbildung des Rhythmusgefühles betont, möchte ich aber nur für die einfacheren Rhythmen in Anspruch nehmen. Jene verwickelten Rhythmen und ihre künstliche Zusammenfügung müssen schon auf andere als bloß praktische Bedürfnisse zurückgeführt werden. Da müssen wir wieder die Neugierde, das Spielbedürfnis, die Freude am Experimentieren und an der fortschreitenden Fähigkeit zur Auffassung und Zusammenfassung verwickelterer Gebilde, vielleicht sogar schon das Bedürfnis eines angemessenen Ausdruckes für die religiösen Vorstellungen und ritualen Zeremonien und für alles, was das Gemüt bewegte, — kurz, wir müssen immer mehr wahrhaft ästhetische und künstlerische Motive wirksam denken.

Ebenso wie der Rhythmus zwar nicht der Ursprung der Musik, aber eine besonders reich und schnell voranschreitende Eigenschaft der Urmusik darstellt, so ist die Sprache, in der wir gleichfalls nicht den Ursprung finden konnten, für die Entwicklung der Musik von großer Bedeutung geworden. Die musikalischen Intervalle wurden, nachdem sie

einmal dem Bewußtsein aufgegangen waren, auch beim Sprechen vielfach verwendet. Es entstand tatsächlich eine Art Sprechgesang, d. h. ein Rezitieren und Deklamieren, bei welchem die Stimme länger als gewöhnlich auf bestimmten Tönen verweilt, ganze Sätze in einer unveränderten Tonhöhe vorträgt und an besonderen Stellen die musikalischen Intervalle zu Hilfe nimmt. Wir haben davon eine Menge Proben bei den Naturvölkern, aber auch bei den ostasiatischen Kulturnationen. Die Grenze gegen das gewöhnliche Sprechen ist nicht immer leicht zu ziehen. Aber den ausgebildeten Sprachgesang möchte ich durchaus als wahren Gesang bezeichnen. Bei uns gibt das Singen der Domherren und Mönche, die in der Kirche ihre Vesper oder Matutin rezitieren, ein Beispiel davon: und es ist ein Nachklang aus sehr alten Zeiten. Die Rhythmik und das Zeitmaß des Sprechens ist dabei aus der gewöhnlichen Sprache ziemlich unverändert herübergenommen, und man hat infolgedessen den Eindruck eines nur wenig modifizierten Sprechens. Gleichwohl ist durch die festen Tonhöhen und Intervalle ein wesentlich neues Element hineingekommen.

Dabei sind aber die musikalischen Intervalle nicht etwa willkürlich in das Sprechen hineingetragen sondern diejenigen ausgewählt worden, die mit den sprachlichen Tonfällen die größte Ähnlichkeit besitzen. Beim liturgischen Gesang ist dies ja

bekannt. Bei den Naturvölkern finden sich aber auch schon solche Übertragungen. So haben die Togoneger die Tonfälle ihrer Sprache (die für sie eine besondere Wichtigkeit haben, weil dasselbe Wort durch verschiedene Tonfälle eine ganze Anzahl von Bedeutungen erhält) auch auf die Trommelsprache übertragen, die durch abgestimmte Schlaginstrumente erfolgt. Daher sind deren akustische Zeichen den Eingeborenen leicht verständlich. Phonographische Aufnahmen setzen diesen Zusammenhang außer Zweifel.

So können wir nunmehr auch die Rhythmustheorie und die Sprachtheorie, obschon sie das Zentralproblem nicht zu lösen vermögen, doch in ihrer großen Bedeutung würdigen.

Nur in wenigen Worten möchte ich noch andeuten, welche Wege die Weiterbildung des Tonsystems selbst, abgesehen also von Rhythmus und Sprachgesang, nach den ersten Anfängen eingeschlagen hat, oder — um uns sogleich auf das empirische Material zu beziehen — welche wesentlichen Verschiedenheiten wir bei den außereuropäischen Völkern gegenwärtig finden, aus denen man sich etwa ein Bild des Entwicklungsganges machen kann.

Erstlich bemerken wir eine fortschreitende Zentralisierung des Tonmaterials. Ein Hauptton tritt allmählich in den Melodien hervor. Wir nennen ihn jetzt Tonica. Es gibt für uns keine Melodie und keinen Akkord ohne Beziehung auf diesen Haupt-

ton. Sobald wir einen Ton auf eine andere Tonica beziehen, verändert er seinen musikalischen Charakter. Aber das ist eine späte Errungenschaft.

Ferner bilden sich allmählich immer festere Leitern innerhalb des Oktavenbezirkes, wobei die fünfstufigen und siebenstufigen die allgemeinste Verbreitung erringen. Aber diese Leiterbildungen erfolgen nach verschiedenen Gesichtspunkten, und es sind vorzüglich zwei Wege, die man einschlägt. Einmal die folgerichtige Durchbildung des Konsonanzprinzips, indem man reine Quinten und Quarten, viel später auch reine Terzen zur Gewinnung neuer Intervalle und zur genauen Fixierung der Schritte verwendet. Sodann aber das Distanzprinzip. Bei diesem fragt man nur: welcher Ton liegt zwischen zwei gegebenen in der Mitte? So können wir innerhalb der Quarte oder Quinte einen Ton einschalten und erhalten im ersten Falle einen zu großen Ganzton, im zweiten Falle eine neutrale Terz. Daß man tatsächlich auch so vorgegangen ist, wurde zuerst durch die Untersuchung der siamesischen und javanischen Musik festgestellt. Es entstehen auf diesem Wege gleichstufige Leitern (ohne den Unterschied der ganzen und halben Töne). Es gibt fünfstufige wie siebenstufige Leitern dieser Art, die keinen einzigen Ton mit der unsrigen gemeinsam haben und einem feinen europäischen Ohre gänzlich verstimmt erscheinen. Aber das sind natürlich nicht

mehr Anfangsstadien, sondern weit fortgeschrittene Kulturschöpfungen, nur von anderer Art als die unsrigen.

Endlich gibt es Unterschiede in der Anwendung gleichzeitiger Töne und Tonfolgen. Was wir davon schon erwähnten, gehört noch zu den relativ ursprünglichen Erscheinungen. Dagegen ist bei den Kulturvölkern Asiens eine Art der Vielstimmigkeit zum System ausgebildet, die von der unsrigen durchaus verschieden ist. Es gibt in China, Japan, Hinterindien und den Sundainseln ganze Orchester, die eine Melodie ungefähr so vortragen, als wenn mehrere Variationen eines Themas zu gleicher Zeit statt nacheinander gespielt würden. Das eine Instrument trägt das Thema unverändert vor, das andere gibt mehr oder weniger freie Umschreibungen. Aber im ganzen klingt doch die Grundmelodie durch. Dabei kommen natürlich für unser Ohr, wenn man genauer analysiert, bösartige Zusammenklänge vor. Da aber jene Völker keine Harmonie besitzen, finden sie sich durch diese Zusammenklänge nicht unangenehm berührt. Ich habe diese Art der Vielstimmigkeit gegenüber der harmonischen Musik als Heterophonie bezeichnet, in Erinnerung an einen Ausdruck, den Plato bei der Beschreibung einer gewissen mehrstimmigen Musikübung im alten Griechenland einmal gebraucht. Und es ist in der Tat sehr wohl möglich, daß die siamesische und japanische Musik

uns ein Bild von dieser Form altgriechischer Musikübung geben. Demgegenüber ist nun unsere gegenwärtige europäische Musik, obgleich sie im Einzelnen verwandte Erscheinungen aufweist, durch und durch auf das Akkordsystem gebaut, das der folgerichtigen und ausschließlichen Durchführung des Konsonanzprinzips entsprungen ist. Und eben darum, weil sie das Urphänomen, aus dem die Musik überhaupt entsprungen ist und worin ihr Kern und Lebenselement besteht, weil sie diese Grundtatsache am reinsten und vollendetsten zur Erscheinung gebracht und daraus das Stilprinzip für den ganzen imposanten Bau hergenommen hat, darum dürfen wir sie ohne Engherzigkeit auch vom völkerpsychologischen und entwicklungsgeschichtlichen Standpunkt als die bisher höchste Erscheinungsform der Musik bezeichnen.

Ich möchte damit einem Mißverständnisse begegnen, dem vergleichende Untersuchungen dieser Art zuweilen ausgesetzt sind, als sollte aller Wertunterschied geleugnet oder gar das Primitive als Muster zur Nachahmung hingestellt werden. Dieser Rousseausche Ungedanke, der auch heute in ästhetischen wie ethischen Diskussionen bei Enthusiasten zu finden ist, steht geradezu in Widerspruch mit dem Entwicklungsgedanken. Wir wollen uns doch nicht wieder rückwärts entwickeln. Das goldene Zeitalter liegt nicht hinter uns, sondern

vor uns, so wenigstens hoffen und wünschen wir. Die vergleichende Kunstbetrachtung führt zur Gerechtigkeit und Objektivität des Urteils, indem sie eine ungeahnte Mannigfaltigkeit möglicher Kunststile in den Gesichtskreis rückt, sie kann dadurch selbst dem schaffenden Künstler Nahrung geben (man denke nur an die Anregungen, die sich Goethe und unsere neueren Maler aus dem Orient holten), aber sie zeigt zugleich himmelweite Abstände in der Durchführung der eingeschlagenen Wege und ungleiche Fruchtbarkeit der verschiedenen Kunstprinzipien. Denn unter vielen an sich gleich möglichen und gleich berechtigten Arten der Kunstübung führen doch nur wenige zu reicherer Blütenfülle. So lernen wir die herrliche letzte Epoche der Tonkunst erst recht schätzen, zugleich aber der unergründlichen künstlerischen Zeugungskraft vertrauen, die selbst nach den erhabensten Schöpfungen der Vergangenheit noch immer auf neuen Bahnen neue Wunderwerke erstehen ließ.

